Tolle Geschichten Gesammelt von einem schönen Mädchen. Mit vielen Illustrationen

Budapest 1886

Geschichten

Tolle Geschichten



UDAPEST

lag von G.Grimm

1886.

Zweit

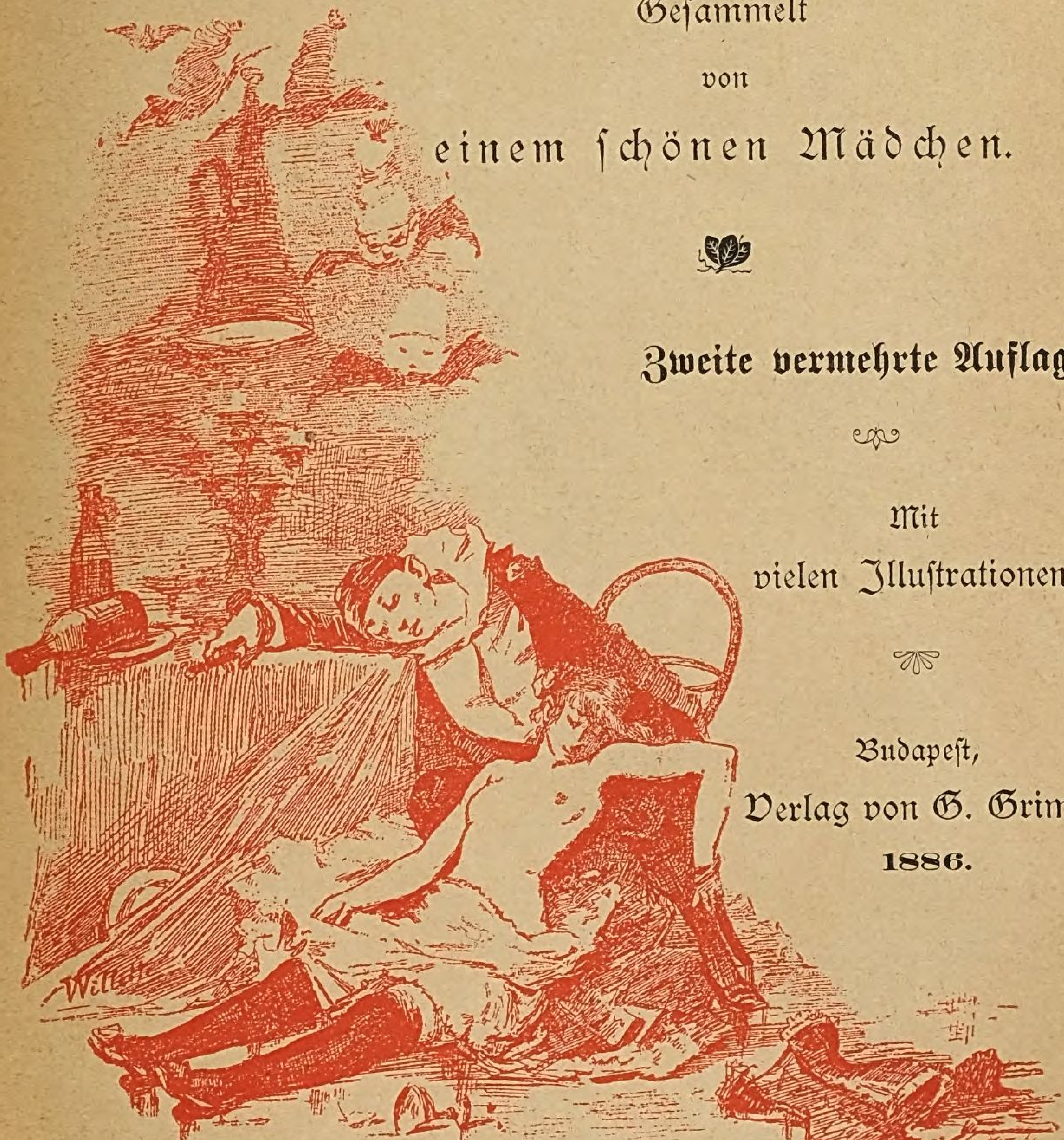
verme

Aufla

Tolle Geschichten.

Tolle Geschichten.

Gesammelt
von
einem schönen Mädchen.



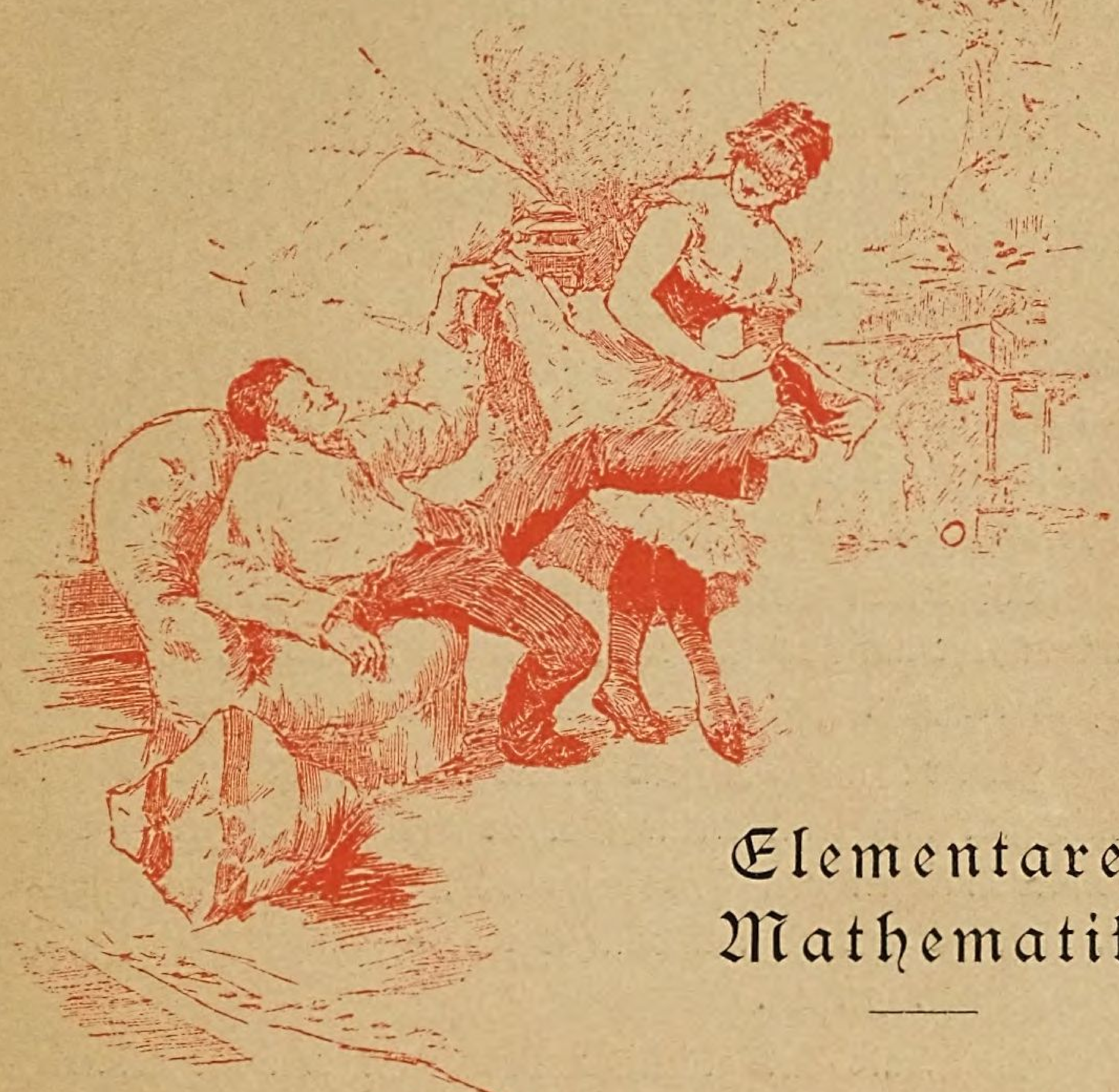
Zweite vermehrte Auflage.

Mit
vielen Illustrationen.

Budapest,
Verlag von G. Grimm
1886.

Druck von Sam. Markus, Budapest.

Elementare Mathematik.



Elementare Mathematik.

„Es gibt nichts Angenehmeres in der Welt, als eine Frau, die dich küßt, dir die Schuhe ausziehen hilft, dein Schnupftuch aufhebt, anstatt das ihrige von dir aufheben zu lassen und ganz allein das Bett in Ordnung bringt, das du mit ihr zusammen in Unordnung gebracht hast . . .“

„Merke dir Folgendes wohl, um bei gegebener Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Eine Frau ist so viel werth wie die andere, vorausgesetzt, daß sie ebenso hübsch ist: die Herzogin und die Nähterin sind einander in ge-

wissen Momenten ganz gleich; die einzig mögliche Aristokratie ist heutzutage bei den Frauen die Schönheit, bei den Männern das Genie."

„Wenn du Genie hast und eine schöne Frau, so werde ich dich „Herr Graf" und deine Gattin „Frau Gräfin" tituliren . . ."

Nachdem er diese sinnverwirrenden Sätze begriffen und seinem Gedächtnisse recht wohl eingeprägt hatte, schloß Josephin Roy nachdenklich das Buch „Jungfrankreich", in welchem er dieselben gelesen, und faßte dann einen festen, einen unerschütterlichen Entschluß.

Vor Allem wird er Mlle. Chapus, die häßliche Lehrerin an dem Lyceum für junge Mädchen in Asnières, nicht heirathen, trotzdem Papa und Mama auf diese Heirath dringen.

Ferner: nachdem sein Malertalent in der Welt für Genie galt und seine kleine Pariser Garköchin sicherlich das schönste Mädchen von Frankreich war, durfte er sich gestatten, diese zu heirathen und nicht jene — und zwar sogleich.

Gesagt, gethan.

Indeß, als das glückliche Brautpaar von der Mairie zurückkam, war Josephin Roy sehr verwundert, daß der Hausmeister ihn und seine Braut nicht als „Herrn Grafen und Frau Gräfin" titulirte. Sollte der Verfasser von „Jungfrankreich" ihn belogen haben?

Allein, als er eine Stunde später seine liebe kleine Lucie in seine Arme preßte; und als er am folgenden Tage sah, wie alle seine Freunde mit und ohne Rang sich um seine hübsche Frau zu schaffen machten: da fand er, daß der Verfasser von „Jungfrankreich" dennoch Recht habe.

Zu jener Zeit dekretirte die Kammer den obligatorischen Unterricht.

Alle Wetter! sagte sich Josephin, als er dies vernahm; Lucie kann nicht rechnen. Gestern Abends, als wir in Gesellschaft von Bekannten Lotto spielten, war sie nicht im Stande, ihre Points zusammenzuzählen.

Aber, als sie heimgekehrt waren, hatte sie ihm leichtfertig die Kravate abgenommen und anmuthsvoll sein Nachthemd gereicht.

Trotz Alldem einigermaßen bekümmert über die Unwissenheit Lucie's, dachte Josephin einen Augenblick an Mlle. Chapus, die gelehrte Professorin am Lyceum zu Asnières; allein als er sah, wie seine Frau das Corset ablegte, um ein Spitzen-Peignoir anzulegen, dachte er wieder, daß es leichter wäre, Lucie gelehrt, als Frl. Chapus schön zu machen.

Er entschloß sich, seiner Frau Unterricht zu ertheilen und gab ihr noch am nämlichen Abend eine Lektion in der elementaren Mathematik. Es war eine

Lektion über die Zahl Zwei.

„Wenn ich geboren bin, um dich zu lieben, meine Theuere, so ist es, weil auch Jene zu Zweien waren „Zwei" ist die höchste Ziffer. Eins ist Adam, Zwei ist Eva. Mit meinen zwei Augen bewundere ich deine Schönheit, mit meinen zwei Händen führe ich deine reine Stirne an meine zwei Lippen, ich habe zwei Kniee, um zu deinen zwei kleinen Füßchen niederzusinken und zwei dicke Wangen, um deine Küsse zu empfangen.

Betrachte die Blumen: sie sind immer zu Zweien auf dem nämlichen Stengel; in dem nämlichen Neste wirst du zwei Vögel finden. Wenn du manchmal hinter den Heuscho-

dern ein Geräusch von Küssen hörst, so kannst du wissen, daß es dort Zwei gibt. Und wenn vollends geschrieen wird, dann sind es sicherlich Zwei; der Unterschied ist nur der, daß dann aus dem Burschen ein Mann, aus dem Mädchen eine Frau wird; die Ziffer bleibt die nämliche. Allerdings kann es der Ziffer in dem letzteren Falle passiren, daß sie durch eine neue zukünftige Einheit bereichert wird. Dann werden sie zu Dreien sein. Aber, um eine solche Operation zu machen, muß man eine lange Reihe addiren und man erreicht die Summe niemals vor neun Monaten.

Ich war noch ganz klein, als mein Vater mich in die Arme nahm und freudig ausrief: „Gesegnet sei die Stunde, da ich zwei Kinder zähle!"

Meine Schwester war zur Welt gekommen und zum ersten Male in meinem Leben war ich zu Zweien. Bis zu dem Tage, da eine Sie mich verließ, um mit einem Er Zwei zu machen, war sie mein ganzes Glück. Wir theilten die Liebkosungen unserer Eltern, wir theilten unsere Spiele, unsere Kuchen. Wenn das Eine ausgezankt ward, weinte das Andere; wenn das eine geliebkost ward, lächelte das Andere. Wir krochen auf dem nämlichen Teppich auf allen Vieren, später trippelten wir Hand in Hand neben einander einher; und als sie endlich groß und schön war; stützte sie sich auf meinem kräftigen Arm. Wenn die Leute sie betrachteten, sagten sie oft: „Schaut die liebe Kleine! Sie hat ganz die Augen ihres Vaters, so auch den Mund und die Gesichtsbildung; ihr Bruder hingegen hat die Hautfarbe, die Nase und die Stirne von ihm. Im Uebrigen gleicht er seiner Mutter und was ihm noch fehlt, findet sich bei seiner Schwester." Jedes für sich allein glich Niemandem! Beide zusam-

men waren wir das lebendige Ebenbild unserer Eltern. Oh, welch' schöne Ziffer, die Zwei!

Ich gestehe dir denn auch, meine Liebste, daß als dieser Engel mich verließ, die Langeweile sich meiner bemächtigte und ich vom Neuem das Bedürfniß fühlte, zu Zweien zu sein. Ich hatte eine Maitresse. Ach, fluche ihr nicht zu sehr! denn mit mir zusammen bildete sie abermals die geliebte Ziffer und durch meine Liebe zu ihr habe ich mir die Liebe bewahrt. Ohne meine Maitresse würde ich vielleicht diese zauberische Ziffer vergessen haben, während ich, indem ich mich ihr hinzufügte, diese Ziffer beständig in meinem Zimmer bewahrte. Armes Mädchen! Indem Sie mir ihre Wissenschaft mittheilte, war Sie es, die mich die Regel machen gelehrt hat und ich bin es, der Sie betrogen hat, indem ich Dich nahm, um mir die Probe zu liefern. Jetzt weiß ich es, und für alle Zeiten: Eins und Eins machen Zwei.

Indeß, sagen wir es nur gleich, gibt es eine gewisse Ausnahme von dieser Regel, — eine Ausnahme, welche von dem Geschlechte der Ziffer herrührt. Die Ausnahme ist häufig, aber nur von kurzer Dauer. Wenn daher E i n s und E i n s immer Z w e i ausmachen, so kommt es in den traulichen, stillen Boudoirs oft genug vor, daß E i n e r und E i n e nur E i n s ausmachen. Die Sache ist sehr einfach zu erklären. Indem E i n e plötzlich die Hälfte von E i n e m und E i n e r die Hälfte von E i n e r wird, heben zwei Hälften einander auf. Um mich genau zu verstehen, würde es sich verlohnen, die Sache zu probiren. Schau, Liebste! Es ist spät; die Lampe verlöscht, das Feuer ist zur Asche geworden; zwei Kopfkissen von Battist harren unser hinter zwei Vorhängen von Satin und Spitzen. Komm, wir werden

Zwei machen, wir werden Eins machen, wir werden vielleicht sogar Drei machen. Aber, wenn wir addiren wollen, wird die Reihe eine lange sein und wir gelangen zur Summe nicht vor neun Monaten.

Später, in der dunklen Nacht, als die Ampel erloschen war, hörte man eine bebende Stimme fragen: Und wie viel macht denn das aus?



Der Sauferl!



Der Saukerl!

Während seiner ganzen Kinderzeit im Schlosse von Roches hatte man ihn nicht anders genannt als den kleinen Jean, was ihm so vollständig genügte, daß er, obzwar schon 15 Jahre alt, sich lange Zeit keinen anderen Namen gewünscht hätte, wenn nicht ein davongejagter Diener, bevor er ging, mit einem sonderbaren Lächeln auf den Lippen ihm zugerufen hätte:

„Adieu, Herr Marquis!"

Marquis? Er? Weshalb Marquis?

Seit der Zeit, daß er sich zurückzuerinnern vermochte

lebte er bei der Herzogin-Wittwe von Villebois, seiner Ziehmutter, in Gesellschaft des Pater Jakob, des alten Kaplans von Roches, der sein Lehrer und Führer war.

Doch eines Tages — es dürften kaum 3 Jahre her sein — erzählte ihm Pater Jakob, daß die Herzogin-Wittwe ihn einst nackt auf der nördlichen Zugbrücke des Schlosses gefunden habe. Befremdet von dieser durch nichts begründeten Vertraulichkeit, hatte er seinen Lehrer so scharf beobachtet, daß dieser erröthete.

— Vater Jakob, ich glaubte, daß nur die Lüge erröthen macht?

— Oder das Leid.

— Und wo ist Ihr Schmerz, werther Freund?

— Im Herzen!

Seitdem hatte er Alles vergessen, nur das Eine nicht, daß er Niemand sei. Das focht in wenig an; sein Weg war ihm bereits vorgezeichnet, und hiezu bedurfte er weder eines Namens noch eines Titels.

Der Geistliche wiederholte ihm unaufhörlich:

„Sie haben nur ein Vermögen zu bewahren: Ihren Antheil am Paradiese! Sie haben nur ein Vaterland gegen seine Feinde zu vertheidigen: den Himmel.“

— Und das Vaterland, für welches einst Herr von Villebois gestorben ist?

— Es ist dies das Vaterland der Adeligen und an diesem haben Sie keinen Antheil.

Dann pflegte die Herzogin-Wittwe öfter zu ihm zu sagen:

„Für Dich, kleiner Johann, gibt es nur eine Liebe: die Liebe zu Gott.

— Und die Liebe, die Ihr Sohn Heinrich für seine Cousine Susanne fühlt?

— Das ist die Liebe eines Adeligen für ein adeliges Mädchen. An eine solche Liebe darfst Du niemals denken.

Es sei! er wird Priester werden, wie Vater Jakob, zuerst Missionair, später Kaplan.

Aber Marquis? Er? Marquis, weshalb?

Seit jenem Tage wagte man es im Schlosse nicht mehr ihn „kleiner Johann" zu nennen, sondern man nannte ihn Herr Johann, denn er war groß und stark geworden. Und er dachte seither über die Sache viel nach. Eines Nachmittags stand er längere Zeit nachsinnend im Zimmer der Herzogin-Wittwe vor zwei Portraits, deren Namen man ihm niemals gesagt hatte. Ein Trappisten-Mönch, dessen Züge an die der Frau von Villebois gemahnten, dann eine Nonne von einer fremdartigen Schönheit, deren Antlitz einen herben und tiefen Kummer ausdrückte.

Nach und nach fand er merkwürdigerweise sich selbst diesen beiden unbekannten Wesen ähnlich, und als ihn Vater Jakob in seiner stummen Betrachtung überraschte, erblaßte der Jesuit, noch bevor er ihn befragt hätte.

— Ich glaubte, daß nur die Gewissensbisse erblassen machen?

— Oder das Weh.

— Leiden Sie denn immerwährend?

— Immer im Herzen!

In seinem zwanzigsten Jahre kam Johann allein nach Paris um sein Baccalaureat zu machen. Man hatte ihn

an eine adelige Familie: die Lussiols empfohlen, welche er in Roches gesehen zu haben sich erinnerte.

Am Tage seiner Aufnahme wollten ihm die Söhne des Hauses, die auch schon erwachsen waren, ein intimes und tolles Fest geben, wie er ein ähnliches auf 12 Meilen in der Umgebung von Pitré nicht gesehen hatte. Johann suchte diesem ihm unbekannten Vergnügen zu entfliehen und schützte seinen Wirthen gegenüber seinen geistlichen Beruf vor, um der Einladung nicht Folge leisten zu müssen.

„Er schulde dieses Lebewohl dem weltlichen Leben und der Priester müsse Alles sehen, um Alles zu wissen“ — sagten sie ihm.

Das war ein Grund. Johann willigte ein, sich das erste und letztemal in einer Welt zu unterhalten, die er bald vergessen sollte.

Das wurde ein lustiges Mahl. All die degenerirten Söhne des reinsten französischen Adels hatten ihre Maitressen oder ihre galanten Freundinen mitgebracht, gierige Mädchen, die mit dem Vermögen, der Gesundheit und der Ehre ihrer Liebhaber ihr Spiel trieben.

Man feierte den Baccalaureus und als er bescheiden seine wackeren Leistungen bei dem Examen erzählte, küsste ihn ein hübsches blondes Mädchen auf die Lippen „um ihm etwas von seinem Wissen wegzuschnappen.“

Die Köpfe erhitzten sich und plötzlich erhob einer der jungen Lussiols sein Glas:

„Es lebe der Marquis von Villebois!“

Marquis! wieder Marquis?! und zum zweitenmale nach einem Stillschweigen von fünf Jahren.

Er zitterte vom Scheitel bis zur Sohle.

„Marquis!“ schrieen alle Mädchen. Warum sagte er uns das nicht gleich, dieser Rührmichnichtan?

— Oh! Pardon, sagte Lussiolles, indem er sich verlegen räusperte; verzeihen Sie mir, es ist mir entschlüpft, aber am Ende: umso schlimmer! Da ich's gesagt habe, halte ich es aufrecht und dieser vortreffliche Johann wird mir deswegen nicht grollen. Höret die Geschichte, Ihr Dirnen!

— Höre Baron, Du bist nicht sehr höflich, wenn Du besoffen bist, keifte die dicke Claudine.

— Schweige doch oder ich schweige. Sie gestatten, Herr von Villebois. Ueberrascht, neugierig, gedemüthigt fand Johann nicht die Kraft zu antworten.

„Meine Kätzchen, wenn Euch das interessiren kann, so wisset, daß Euer neuer Freund Johann-Johann für alle Welt außer für Euch und mich — ganz einfach Marquis ist, weil neun Monate vor seiner Geburt sein Vater Johann von Villebois mit einem blonden Waisenmädchen, der Tochter irgend eines Notars von Vitré, im Grase gelegen war.

„Die Herzogin von Villebois, welche niemals Sinn für solche Fehltritte gehabt und der Priester, dessen Leidenschaften das Alter schon besänftigt hatte, verurtheilten am Fuße des Altars summarisch den Vater, Trappist zu werden und die Mutter, den Schleier zu nehmen.

Der Erste erhängte sich im Kloster und die Zweite gab sich in ihrer Zelle dem Hungertode preis. Das war hart; aber unsere Vorfahren waren wie das Eisen, aus welchem sie ihre Waffen schmiedeten.

Nicht wahr, Johann?

Jetzt wußte Johann; aber diese Kenntniß bereitete ihm

so viel Schmerz, daß er trank, maschinenmäßig trank, so, daß er eben so trunken ward wie der schreckliche Erzähler.

Am andern Morgen erwachte Johann im Bette seiner Tischnachbarin.

Gott verzeihe ihm! Er hatte bei einer Frau geschlafen Er betrachtete sie einen Augenblick, wie sie so reizend nackt, im Schlafe lächelnd neben ihm lag, die Lippen ihm zugewendet, als wollte sie ihm noch immer „Etwas von seinem Wissen wegschnappen."

Und er sann nach:

Man hatte mir nicht gesagt, daß wenn ich als Bastard die Liebe eines Adeligen für eine Adelige nicht hegen dürfe, mir mindestens gewisse Liebschaften bleiben, die ich nicht mag, die Liebe eines Adeligen für Bastardmädchen.

Er entfloh, ohne das Mädchen zu wecken. Er kehrte nach Roches an einem Sonntage zurück, als man eben die Messe las; er ging geraden Weges auf die Kapelle zu.

Die Herzogin-Wittwe, umgeben von ihren Leuten, wohnte der heiligen Messe bei, welche Vater Jakob zelebrirte.

Jean blieb auf der Schwelle stehen und rief:

„Priester! Bei der Hostie, die Du zu reichen dich anschickst, antworte mir! Bin ich der Bastard des Johann von Villebois?

Der Priester taumelte zurück, die Herzogin-Wittwe erhob sich.

„Wie erfuhrst Du dies?"

„Vater Jakob! Nicht das Leid allein macht erröthen und erblassen; die Lüge, die Grausamkeit und die Gewissensbisse thun es gleichfalls!"

Gestern ist im Spitale ein reizendes Mädchen von 16 Jahren an einer schrecklichen Krankheit gestorben.

In dem großen allgemeinen Saale herrscht tiefe Stille. Die Genesenden haben aufgehört mit den Krankenwärterinen zu plaudern und die Schwerkranken, erschreckt durch den Todesfall, erstickten die Schreie, die ihnen ihre Schmerzen entrissen, in den Kopfpolstern, um selbst nicht daran zu glauben.

Der Priester ging zwischen den Betten, die rein und weiß gehalten waren, wie die Lager gestorbener reiner Mädchen, um die letzte Wegzehrung den Entehrten zu spenden, deren letzte Stunde gekommen war.

Er ging auf sie zu, hinter ihm kam ein Knabe mit dem Kreuze. Der Priester war eben erst in dies traurige Asyl gekommen, er hieß Vater Johann.

Die kleine Sterbende streckte dem Priester ihre Arme entgegen, welcher ihr zum Letztenmale von Gott sprach, wie von einem guten Herrn, dessen Bekanntschaft sie bald machen werde und ihr dann als letztes Lebewohl den Friedenskuß gab.

Die Mädchen flüsterten als er wegging:

Wie gut er ist, dieser Priester!

Während der Nacht starb das Mädchen und des Morgens schloß man sie in den Sarg. Man trug sie zur Kapelle, wo Vater Johann für die Ruhe ihrer Seele betete.

Man machte das Bett zurecht und schon führte man eine neue Kranke herbei, um sie hineinzulegen.

„Oh! dies ist eine Straffendirne, es ist schon das Drittemal, daß sie hier ist; die ist nicht wie die arme Gestorbene, die gute Kleine, deren Mutter bei ihrer Geburt starb. Das ist ein ganzer Roman; die Unglückliche hatte

das Kind von einem jungen Mann, den sie zufällig bei einem lustigen Mahle traf. Dieser Mann war ein Marquis oder besser der Bastard eines Marquis, welcher am Morgen durchging, ohne ihr ein Sou zu lassen.

„Seitdem ist er Priester geworden", sagt man.

Ihr Würmchen wurde von einer Miedermacherin aufgenommen, welche im nämlichen Hause wohnte. Es war dies ein starkes Mädchen von 30 Jahren, welches einen verheiratheten Mann zum Liebhaber hatte. In der Werkstätte hatten die Arbeiterinen das arme Kind allmählig verdorben, bis sie eines Tages bei einem Ausflug nach Meudon von ihrer Arbeitgeberin in die Arme eines unflätigen Wüstlings geworfen wurde, welcher hinter einem Strauche ihr Gewalt anthat. — Das ist die Liebe! Von dieser Zeit an bis zu ihrem Tode hatte sie nur ein Wehgeschrei, sie hatte eine kurze Laufbahn von Rasen zum Spital."

Diese Erzählung ging von Bett zu Bett, von Saal zu Saal und drang bis in die Sakristei, zu den Ohren des Vaters Johann.

„Was halten Sie davon, Herr Abbé? sagte die alte Manon, indem sie mit einem Fell den heiligen Kelch von Gold reinigte.

„Ich denke, daß dieser Vater ein großer Verbrecher war und daß Gott jene strafen wird, die der irdischen Gerechtigkeit entschlüpfen.

— Und dies war ein Adeliger!

— Sie glauben?

— Es war ein Bastard von Villebois

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —



Einige Augenblicke später rannte Vater Johann bleich und vernichtet, wankend wie ein Betrunkener, in wahnsinniger Hast durch die langen Gänge des Spitals.

Er gelangte endlich in den leeren Sezirsaal.

Er suchte Etwas und bemerkte endlich einen Körper auf einem Marmortisch.

Er näherte sich und sah den Kopf eines jungen Mädchens, getrennt vom Rumpfe.

Der Priester nahm diesen blutlosen Kopf in seine beiden Hände, heftete dessen bleiche Lippen in einem langen Kusse an die seinigen.

Ein Saaldiener, der eben vorbeiging, rief ihm zu: „**Saukerl!**“

Der Wonnespender.



Der Wonnespender.

Res mirabile visu! Seit mehreren Tagen strömte das Publikum in den Sitzungssaal auf dem Boulevard des Capucines. Ein genialer Ingenieur aus der Fremde erzählt dem Publikum res mirabile dictu! Die Anschlagzettel enthalten nichts als den Namen des Gelehrten, aber diesen in meterhohen Buchstaben. Er nennt sich Epatson, und ist

ein amerikanischer Erfinder von vielbestrittenem Verdienste und sehr tiefer Ueberzeugung. Rara avis! Er glaubt das kostbarste Geheimniß enthüllt zu haben und duldet keinen Widerspruch.

Heute Abends wird er über die Empfindlichkeit der Materie sprechen; sensibilis natura.

Frauen vom höchsten „pschutt" und Herren vom höchsten „vlan" füllen den Saal noch vor der festgesetzten Stunde.

„Der Professor scheint ein hübscher Mann zu sein" sagt ein Mädchen von sechzehn Jahren, das in jeden gut gekleideten Mann verliebt ist, zu einer Freundin mit achtzehn Frühlingen die eigens hieher gekommen ist, um den dreihundert Zuhörern vom starken Geschlecht den Augenkrieg zu erklären, in der Hoffnung wenigstens Einen zu besiegen.

Obgleich zu New-York geboren, sieht er nicht sonderlich amerikanisch aus, ist aber unstreitig ein hübscher Junge. Unter jedem Arme trägt der Professor eine riesige Leydener Flasche. Aus seinen Taschen hängen Seidenschnüre heraus, die als Elektrizitätsleiter dienen sollen. Auf sein Geheiß bringt man eine neue, riesengroße musikalische Elektrisirmaschine auf die Estrade; hinter ihm steht eine wollüstige Frauenstatue aus mattrothem Marmor, in Lebensgröße

Herr Epatson tritt vor und beginnt zu sprechen.

„Meine Damen, meine Herren! (Der Accent ist ganz und gar nicht amerikanisch.)

„Ich bin Epatson. Sie werden fragen: Wer ist Epatson? Thut nichts. Heute haben Sie noch eine Entschuldigung für diese Frage, aber morgen . . . morgen bin ich ein

bedeutender Mann. Ich habe mir schon Visitekarten bestellt mit der Inschrift: „L. Epatson, berühmter Mann“ Dann werden sie ausrufen: „Epatson! Oh, das will ich glauben.“ Während Sie heute nur fragen: „Epatspon? Epatson?“ Thut nichts. Ich habe eine neue ausgezeichnete Methode. Ich werde Beweise davon liefern und mein Ruhm wird ein allgemeiner sein.

„Ich gehe von folgender Theorie aus:

„Alles in der Natur lebt; die Materie selbst fühlt und empfindet; die Materie ist empfindlich.

„Rindvieh! flüsterte neben mir ein Schüler, der sich eben auf den Ferien befand.

„Es ist wahr: die Materie fühlt und empfindet“ schmunzelte die dicke Claudine T., eine berühmte Horizontale.

Epatson fuhr fort:

„Die Materie ist empfindlich;

„Sie kann lieben;

„Sie kann hassen;

„Sie hat künstlerische Neigungen;

„Sie empfindet Kälte und Wärme;

„Sie lacht;

„Sie weint;

„Alles dies folgt daraus, daß sie empfindlich ist.

„Uebrigens werde ich die Unfehlbarkeit meiner Theorie durch unwiderlegliche Beweise erhärten.

„Ja, die Materie ist empfindlich:

„Denn die Erde erwärmt sich unter den Strahlen der Sonne, sättigt sich mit Nässe, spaltet sich unter der Einwirkung der Kälte;

„Denn die Mauern von Jericho wurden von den

Klängen der Posaunen betäubt, so daß sie in den Staub sanken;

„Denn die Memnonssäule gefiel sich darin, harmonische Klänge vernehmen zu lassen.

„Denn es gibt endlich noch heutzutage in Fontainebleau, zwanzig Meilen von Paris, in der stillen Einsamkeit der Wälder Felsen, welche weinen und Felsen, welche zittern.

„Ich könnte noch schlagendere Beispiele anführen.

„Ich will nichts sagen von den Sophas, welche unter den Anstrengungen der Verliebten ächzen, noch von den geschwätzigen Mauern, welche die Liebesgeständnisse wiederholen.

Der Schüler in meiner Nachbarschaft zuckt die Achseln und Epatson bemerkt es.

„Nun zucken auch Sie die Achseln, sagte er. Ja das Vorurtheil ist fatal. Galilei wurde gespießt und doch bat er Recht behalten. Wenn Sie nicht zwei Francs Eintrittsgeld bezahlt hätten, würde ich nicht anstehen, Ihnen die unangenehmsten Dinge zu sagen. Doch ich fahre fort:

„Was der Materie fehlt, das ist das Leben — „vita.“ Das Leben — das ist der elektrische Funke.

„Beispiele:

„Unter der Einwirkung der Volta-Säule habe ich todte Frösche zum Tanzen gebracht.

— „Insultiren Sie nicht Diejenigen, die sich nicht mehr vertheidigen können! rief plötzlich die dicke Claudine erzürnt.

— „Oh! oh! oh! (Gemurmel auf mehreren Bänken.)

— „Stille!

— „Hinaus!

— „Stille!“

Epatson bewahrt seine Ruhe.

„Ich habe hölzerne Hampelmännchen beseelt.

„Ich habe abgeschlagene Köpfe dazu gebracht, daß sie die Augen öffneten und den Mund aufthaten.

„Ueberraschende Resultate habe ich auch an eingemachten Kalbsköpfen erzielt.

„Und so weiter, usw. usw.

Die im Saale anwesenden Kinder fangen an sich zu fürchten und man führt sie hinaus.

„Die Materie wird also leben, wenn sie. im Besitz des Funkens ist und wenn sie lebt, wird sie offiziell fühlen, nicht nur heimlich, wie bisher.

„Vielleicht werden binnen kurzer Zeit, von meinem Genie beseelt, die marmornen Frauengestalten der alten und modernen Künstler Leben gewinnen! Welche Freude, meine Herren, mit einer Bacchantin von Carpeaux einen infernalischen Galopp auf dem Opernball zu tanzen!"

Neues Gemurmel auf allen Bänken. Die Mamas schicken ihre Töchter hinaus; aber die Papas bleiben.

„Thut nichts! Ich bin entschlossen, eine neue und entscheidende Probe vorzunehmen, und zwar an dieser Statue selbst."

„Epatson zeigt auf die Psyche, die auf der Estrade steht. Der Schüler schlägt die Augen nieder.

„Allein, um dieses Experiment zu machen, brauche ich einen elektrischen Funken und brauche Zauber.

„Den schönsten Gentleman in der Gesellschaft werde ich um die Gefälligkeit bitten, mir Beistand zu leisten und nur eine Stunde lang der Liebhaber dieses unvergleichlichen Meisterwerkes zu sein."

Der Lärm nimmt zu. Man beginnt diesen Vortrag als ein Attentat auf die Schamhaftigkeit zu betrachten.

„Durch den Funken mit Leben und Verlangen erfüllt wird die Statue zu zittern beginnen.“

„Genug! genug!“ schreit man auf allen Seiten.

Der Saal erdröhnt von Schmähungen und Lazzi. Der Vortragende kann nicht fortfahren.

Vom Publikum aufgefordert, intervenirt der Kommissär und verhaftet Epatson wegen des Attentates auf die Sittlichkeit.

Am folgenden Tage wurde Epatson als unzurechnungsfähig freigelassen; aber wir waren für immer des Schlusses seines berühmten Experimentes verlustig gegangen, ebenso der letzten Sitzung, die er uns versprochen hatte und die er dem Telegraph, dem Telephon und dem „Wonnespender“, seiner neuesten und wunderbarsten Erfindung widmen wollte.

Alldies ist schon lange her und ich hatte Epatson völlig vergessen, als ich gestern in einem großen amerikanischen Blatte folgende Geschichte las:

„Einer unserer berühmtesten amerikanischen Gelehrten, Herr Doktor Epatson hatte in Paris während der vierundzwanzigstündigen Haft, die er in Folge seines Vortrages „über die empfindliche Materie“ zu erdulden hatte, die Bekanntschaft einer der hübschesten Pariserinen, des Frl. Claudine T. gemacht, die, in seiner unangenehmen Lage ihm Beweise wirklicher Sympathie lieferte.

„Nach Amerika zurückgekehrt, unterhielt der berühmte Epatson eine Liebes-Korrespondenz mit der reizenden Evastochter und dank seinem wunderbaren „Wonnespender“,

welcher den Zweck hat, die Sinne durch den Raum zu verbinden und den Verliebten trotz der Entfernung ein vollkommenes Glück zu gewähren, war es dem Doktor möglich, mit seiner zärtlichen Freundin Verbindungen zu unterhalten, die nichts weniger als platonisch waren.

„Herr Epatson hatte auf seinem Nachtkästchen eine Photographie liegen, auf welcher seine Geliebte in einer sehr mangelhaften Kleidung abgebildet war. Eines Tages glaubte er zu bemerken, daß sein Diener John diese Photographie mit sehr unzüchtigen Blicken betrachte.

„Einige Zeit hernach erlangte er die Gewißheit, daß der erwähnte Diener in schlechtem Französisch eine leidenschaftliche Korrespondenz mit seiner Maitresse unterhalte. Ein Brief, den er gefunden hatte, ließ keinen Zweifel über die Begierden des Schändlichen übrig. In Abwesenheit des Gelehrten hatte man sich des „Wonnespenders“ bedient, um zu betrügen.

„Trotz der strengsten Ueberwachung hatte Herr Epatson nichts bemerken können, als er eines Tages, plötzlich heimgekehrt, um sich vor einem drohenden Ungewitter zu schützen, den Schuldigen auf frischer That ertappte.

„Nur seinem Zorne nachgebend öffnete der unerbittliche Gelehrte plötzlich das Fenster und setzte den „Wonnespender“ in Verbindung mit dem äußern Strome. Augenblicklich sprang der Funke hervor und vom nämlichen Schlage im Herzen getroffen starben der Bediente und die treulose Maitresse, Frl. Claudine T., der Eine in New-York, die Andere in Paris, wo übrigens dieses so plötzlich herbeigeführte Ungewitter außerordentliche Verheerungen angerichtet hat.



„Doktor Epatson hatte sich großartig und wissenschaftlich gerächt.

„Unter der Anklage des Doppelmordes eingekerkert und ohne Rücksicht auf mildernde Umstände, auf die Entfernung, auf die Neuheit der Mittel zum Tode verurtheilt, wurde der unglückliche Gelehrte gestern Morgens hingerichtet. Sein

letztes Wort war ein Dank für seine Richter, weil sie doch einmal so gnädig waren, ihn für seine Erfindungen und seine Handlungen verantwortlich zu machen. Er war stolz, unter solchen Umständen zu sterben. Der Tod des gelehrten Spatson ist ein Verlust für Amerika.“

Der Artikel schloß folgendermaßen:

„Wonnespender“.

Aktien Gesellschaft mit einem Kapital von 6½ Millionen Francs.

Nach dem Telegraphen der schriftlich zu korrespondiren; Nach dem Telephon, das zu sprechen gestattet, haben wir nun den „Wonnespender“, welcher zu lieben und die Liebe	durch den endlosen Raum zu empfinden gestattet.

Der vollkommen eingerichtete Apparat, enthaltend: den Telegraphen, um sich gegenseitig zu benachrichtigen; das Telephon, um es sich gegenseitig zu sagen; den „Wonnespender“, um es sich gegenseitig fühlen zu lassen, kostet . . . . 3000 Fr.

Nota bene. In Fällen, wo der „Wonnespender“ zwischen zwei durch das Meer getrennten Punkten eingerichtet werden soll, ist ein Francs für jeden Meter Leitungsdraht mehr zu bezahlen, für die unterseeische Placirung des Kabels durch Spezialtaucher.

Cabinet réservé.



Cabinet réservé.

Ein langer äußerer Boulevard.

Riesige Trottoirs, welche von hohen Masten in den nationalen Farben schillernd eingesäumt sind, besäet mit Buden in vollster Thätigkeit.

Da und dort Ringelspiele, amerikanische Eisenbahnen, Schießstände, ein Massacre Unschuldiger usw.

Ein wenig entfernter der Salon der „schönen Afrikanerin", der Circus Singer, die Arena der Kämpfer, der Wagen der Somnambule, dann das große republikanische Theater, welches Hoche aufführt und das große Orchester des bal champêtre, welches den Rosen-Walzer spielt.

Hier ist der Platz, wo nach der Reihe die Luftballons aufsteigen und die Feuerwerke abgebrannt werden.

Durch die Luft wälzt sich der Rauch.

Der Boden ist schwarz von der Menge.

Die Gasse ist blau von den aus den Gläsern weggeschütteten Weinresten.

Endlich, um die schwarze Nacht zu verjagen, fügt die Stadtbeleuchtung ihr Licht den fettigen Zuglampen der „Künstler“ und der Marktkrämer hinzu.

So ist das Pariser Vorstadtfest.

Gestern war es Neuilly.

Heute ist es Montrouge.

Morgen? Oh morgen, was kümmerts uns?

Niemand denkt daran.

Für das Auge gibt es nur ein zitterndes Licht.

Für den Geruch zweifelhafte Bratendüfte.

Für den Geschmack ranzige Bouillons.

Für das Gehör kreischendes Gesumme.

Für den Tastsinn dicke Frauenwaden.

Das ist Alles — und nichts weiter.

Dennoch hatte Lucienne Lust, dieses Fest von Montrouge zu sehen.

Es war vergangenes Jahr zur selben Zeit.

Sie war eben in ihr Hôtel im Faubourg Saint-Honoré zurückgekehrt. Sie kam von ihrem schönen Schlosse Vermontyne in der Touraine. Niemand in Paris wußte noch von ihrer Ankunft.

Sie hatte mit ihrem kleinen Gemahl Oktave von Vermontyne allein gespeist. Dieses tête-à-tête war reizend gewesen. Man war noch in den Flitterwochen. Man hatte am 3. Juli, am Geburtstage Luciennes geheiratet.

— Auf den Jahrmarkt von Montrouge gehen! Oh willst Du, sprich?

Die Vicomtesse duzte den Grafen; das war das erste ihrer großen Hilfsmittel, wenn sie etwas erreichen wollte.

— Aber Lucienne, wo denken Sie hin? Nach Montrouge gehen!

— Warum nicht?

— Sie würden dort nur betrunkene Arbeiter treffen und Frauen . . .

— Frauen?

— Schlecht erzogene Frauen.

— Ist das bas Volk, sprich?

— Jawohl.

— Oh welch' gute Gelegenheit! Ich bitte Dich, mein Männchen, zeige mir doch nur ein einziges Mal das Volk!

Und sie schlang ihre weißen Arme um den Hals des Grafen.

— Aber . . . was wird man sagen?

— Bah! es ist ja noch Niemand in Paris.

— Aber . . . der Kutscher, der Lakai, endlich die Dienstboten, — was werden sich diese denken?

— Wir fahren allein, ohne sie, in einem Miethwagen, wie kleine Bürgersleute.

— Aber . . . Ihre Toilette?

— Ich werde mich sehr einfach kleiden, sehr einfach, Du wirst sehen.

— Aber . . . Teufel! Teufel! . . .

— Oh, ich bitte Dich, ich bitte Dich sehr, es ist ja nur ein Verlangen.

— Ein Verlangen!?

— Oh! ja.

— Wirklich?

— Ich schwöre es Dir!

— Theuerer Schatz! sagte der Graf, sie fest umhalsend, mit einem schelmischen Lächeln auf den Lippen; also komme, ich führe Dich gerne dahin.

Nun sind sie auf dem Wege dahin, in ihrem Miethwagen. Während des langen Weges gab es Nichts als Schreie der Ueberraschung und tolles Lachen. Lucienne amusirt sich köstlich. Von Zeit zu Zeit umarmte sie ihr Männchen aus purer Dankbarkeit.

Der Kutscher fuhr langsam, als führte er ein lustiges Liebespaar.

— Oh wie das spaßig ist! schau mal doch die bunten Gläser an, wie das hübsch ist!

— Oh! Dieser Mann, der da auf einen Türkenkopf schlägt! Sieh mal! Dort oben springt ein Affe heraus! Wie das unterhaltend ist! Sage, warum springt der Affe heraus, wenn man daraufschlägt?

Wie viel Leute da sind, man kann nicht mehr weiter. Ist dies das Volk, — diese Leute? Ich möchte gerne absteigen, um besser sehen zu können! Oh! wie das nach Fett riecht! Oh? wie gerne möchte ich von diesen gebratenen Erdäpfeln essen.

— — — — — — — — — — — —

— Sie sind ausgezeichnet! Schau, ein sechzehnjähriges Fräulein, die zweihundert Kilo wiegt! Gehen wir hinein.

Oh wie häßlich ist sie, aber trotzdem sehr erstaunlich. Sage Octave, könntest du eine dicke Frau wie diese ist, lieben. Sage?

— Rede doch keine Dummheiten!

— Ein Glücksrad; ich will es umdrehen. Ich habe

gewonnen. Was? Ach! ich wage es nicht zu sagen . . . Es ist ein Mikroskop darin.

— Oh! ein anatomisches Museum, zu sehen für Personen über 21 Jahren, für Damen nur in Begleitung. Das sehen wir uns an.

— Lucienne, Du wirst doch nicht daran denken?

— Ich bitte Dich.

— Aber das ist unmöglich!

— Oh! Es ist ja nur ein Verlangen; ich fühle es; es ist ein Verlangen!

— Mein Gott; mein Gott; allso! . . .

— Gehen wir hinein. Oh! wie das interessant ist? Ich habe noch niemals einen Mann und eine Frau inwendig gesehen.

Ach was ist das dort in den Gläsern?

— Lucienne! . . .

— Oh ich weiß es schon . . . schwimmende Puppen. Und das? Eine Niederkunft. „Das weiß ich auch" und die Augen niederschlagend fügte sie hinzu: „Denn du hast es mir gesagt."

„Cabinet réserv." Das müssen wir auch sehen.

— Oh niemals!

— Ich habe das Verlangen es zu sehen.

— Das Verlangen! Aber zum Teufel . . .

— Ich habe das Verlangen, sage ich Dir und ich will . . .

Und ohne länger zu warten, ging sie hinein. Octave folgte ihr sofort nach.

— Was ist das? sagte sie und ohne ein Wort mehr zu sprechen, machte sie die Runde im Cabinet.



Octave, sehr ärgerlich, zieht sie sanft bei ihrem Mantel. Es sind Leute da.

Lucienne liest, betrachtet, scheint unruhig. Plötzlich wird sie roth wie eine Kirsche, dann allsogleich entsetzlich bleich und wendet sich zu ihrem Gemahl zurück.

— Gehen wir! — und sie beginnt wie toll durch die Bude und durch die Menge, zu laufen.

Nun sind sie im Wagen.

— Nachhause, aber schnell! — sagte sie zitternd zum Grafen. Dann, während des ganzen Weges auf dem Boulevard, murmelte sie:

— Oh wie das häßlich riecht, so ein Marktfest. Oh, wie schmutzig ist doch so ein Marktfest:

Es scheint, daß Lucienne in den nächsten sechs Monaten nicht das mindeste Verlangen mehr hatte. In der Folge

war es der Graf, der sie hatte und wenn er darauf bestehen wollte, erhielt er stets die Antwort: „Es ist eine recht unsaubere Sache!“

Und dies ist der Grund, warum er nicht vor 9 Monaten Vater sein wird, obgleich Mütterchen das Wickelzeug schon am Tage nach der Hochzeit hergegeben.

Das Vorwort zum Vorwort.



Das Vorwort zum Vorwort.

An einem Samstage erwachte die erste Liebhaberin des Theaters von Brest, der dramatische Stern von ganz Finisterre mit einem Schmerz im Bauche.

Als spät des Nachts ihr kleiner Schiffsfähnrich sie verlassen hatte, war

sie noch vollkommen gesund und hatte hernach sogar ausgezeichnet geschlafen; aber des Morgens war sie unsäglich leidend.

Was ist da zu thun?

Der Doktor hatte alsbald angeordnet:

Man müße das Bett hüten, einen breiten Umschlag von Leinsamen auf den Magen legen und mindestens acht Tage hindurch müße man . . . klug sein.

Armer, angebeteter Schiffsfähnrich!

Danonville, der Direktor des Grand-Thèatre, gleichzeitig der erste jugendliche Liebhaber der Gesellschaft, hatte am Freitag ein außergewöhnliches Schauspiel für den folgenden Sonntag angekündigt:

„Die Geisterlaube oder das Unglück einer jungen Bretonin“, Drama in fünf Akten mit einem Vorworte in Prosa von Friedrich Soulié.

„Die Hugenotten oder die Verbrechen der katholischen Religion“, Oper in fünf Akten, Text von Scribe, Musik von Meyerbeer.

„In Anbetracht der Bedeutung dieser beiden Werke, werden dieselben allein aufgeführt.

„Cassaeröffnung um 4 Uhr, Anfang 5 Uhr.“

Den ganzen Tag über wurden diese Affichen auf dem place d'Armes, auf dem Cours de la Rèpublique, in der rue de Siam und am Hafen von Gruppen von Matrosen begafft. Die Einnahme verhieß eine gute zu werden.

Allein, der Direktor hatte die Rechnung ohne den Bauchschmerz seiner ersten Liebhaberin gemacht.

Am Samstag, um 11 Uhr — das Theater war beflaggt wie an einem Feiertage, die Karten gingen „reißend“ ab — da klopfte man plötzlich an die Thür des Direktions-Zimmer.

„Herein!“

Es war das kleine bretonische Stubenmädchen von Madame Irma, der ersten Liebhaberin.

— Was giebt es?

— Guten Tag allerseits. Ist jemand hier?

— Sie wünschen?

— Ich habe Ihnen zu melden, daß Madame Irma krank ist und daß sie morgen nicht Comödie spielen wird. Hier ist das Zeugniß des Arztes.

Nach dieser Rede schlug Yvonne die Augen zu Boden, und spielte mit ihrer Schürze.

— Sie haben gesagt?

— Daß Madame Bauchschmerzen hat.

— Ihr Bauch, ihr Bauch! Wenn sie ihn für sich behalten hätte, so wär ihr das nicht passirt. Zúm Teufel! Aber ich mache mir gar nichts aus ihrem Bauch; sie muß morgen ihren Bauch mitbringen und Alles was dazu gehört und ihre Rolle spielen.

Die kleine bekam Furcht.

— Seien Sie nicht böse, Herr Schauspieler, sagte sie.

Und wie sie dies mit zitternder Stimme sprach, begann Danonville sie aufmerksam zu betrachten. Yvonne war bezaubernd, in ihrer reichen bretonischen Kleidung aus der Gegend von Quimper, mit ihrem Kleidchen, an der Taille blau garnirt und mit einem breiten rothen Galon besetzt. Die Schürze war aus rother Seide und deren langen goldigen Bänder flatterten um die Täschchen, die mit Sammt geputzt waren. An dem Halse des Mädchens hing ein silbernes Kreuzchen, während auf ihre Schultern die weißen Flügel ihrer Haube herabfielen. Yvonne hatte um zu ge-

fallen noch mehr als diesen Putz: nämlich 16 Jahre, schwarze Augen, einen rothen Mund, eine weiße Haut und eine runde Taille. Sie war das naivste und unschuldigste Kind von Crozon bis Landernau.

Als Danonville das Mädchen so reizend fand, leckte er wiederholt seine Lippen wie eine Katze, die nach Sahne Verlangen trägt, und lächelte dabei sehr schelmisch.

— Also, Du willst nicht, daß ich Deiner Herrin böse sei? Du willst nicht, daß ich sie verhalte, mir den Entgang der großen Einnahme, die ich nunmehr verliere, zu ersetzen?

— Oh! mein guter Herr!

— Nun gut! Dann kenne ich nur ein Mittel.

— Welches?

— Daß Du ihre Rolle spielest.

— Sie werden doch nicht daran denken? Das ist lächerlich!

— Dann wird Irma spielen, oder zahlen.

— Mein Gott! mein Gott! Du süßer Heiland, Jesus, Maria und Josef.

— Vertritt ihre Stelle, sage ich Dir. Du hast eben, das hinzu nöthige Costüm.

— Wird das sehr schwer sein?

— Aber nein!

— Ich kann ja gar nicht lesen.

— Daran liegt nichts; ich werde Dir deine Rolle schon einstudiren.

— Das wird schwer gehen.

— Nicht, wenn ichs selbst besorge.

— Was muß ich dann thun?

— Mir ein wenig helfen.

— Wird das lange währen?

— Nicht solange, als Du möchtest.

— Wie lange?

— Zehn Minuten.

— Und Madame Irma braucht dann Nichts zu zahlen?

— Nichts! ich verspreche es Dir.

— Dann bin ich bereit.

Der Direktor schob den Riegel vor.

Hernach hörte man, obgleich die Thüre verschlossen war, wie er Yvonne leise unterrichtete.

— In der Geisterlaube, in welchem Stücke Deine Herrin hätte spielen müssen, spiele ich die Rolle des Georges d'Estère und ich muß Dich, noch ehe der Vorhang in die Höhe geht, verführt haben. Dich, die hübsche Louise Tochter des Herrn de Kérouan. Das ist so zu sagen das Vorwort zum Vorwort: „Ich liebe dich, Du liebst mich, wir lieben uns." Damit fangen wir an.

— Und hernach?

— Hernach ist eine Zwischenpause von 9 Monaten.

Dann, nach und nach sprach der Direktor immer leiser, während Yvonne lauter sprechen zu wollen schien.

Die Conversation wurde endlich ganz unvernehmbar.

. . . . . Wie Madame Irma? . . . . . Ich will nicht . . . . . auch mein Hemd . . . . . Oh! da! . . . .

. . . .

Endlich hörte man einen heftigen Schrei: Mutter! Dann wurde es wieder still.

. . . .

Nach dreistündiger Abwesenheit kehrte die kleine Debutantin zu ihrer Herrin zurück.

— Wo hast Du so lange deine Zeit verloren.

— Meine . . . was?

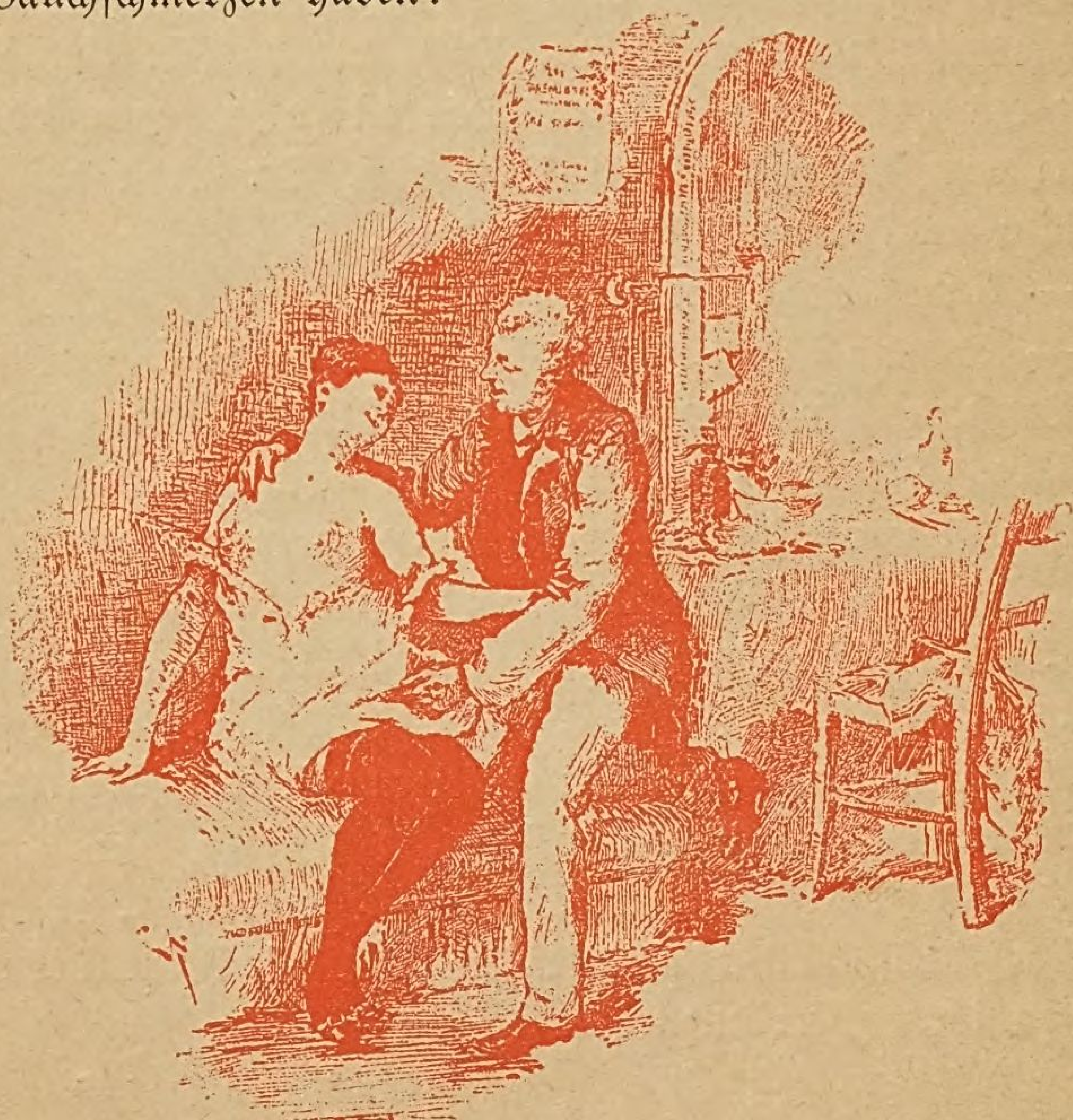
— Deine Zeit, Yvonne?

— Madame, sagte die Kleine erröthend, um die Einnahme zu retten, habe ich Ihre Stelle bei Herrn Danonville vertreten. Er hat mich Ihre Rolle spielen lassen.

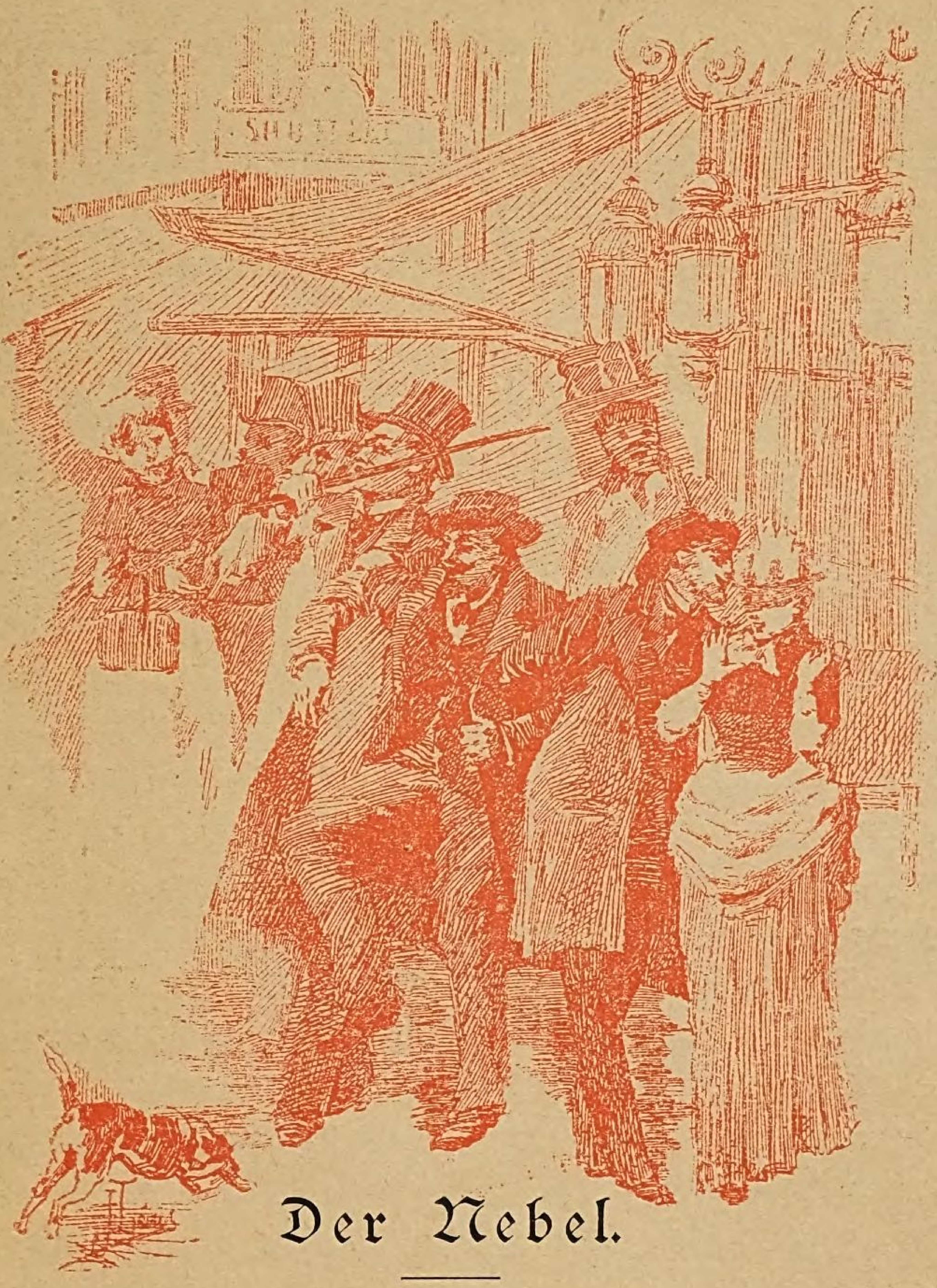
— Meine Rolle spielen lassen?

Um die Geschehnisse zu erklären, wollte Yvonne, die ermüdet war, sich niedersetzen, und während sie in den Sessel sank, schrie sie auf:

— Oh! gütiger Himmel! Wenn Sie solche Stücke spielen, dann ist es durchaus nicht zu bewundern, daß Sie Bauchschmerzen haben!



Der Nebel.



Der Nebel.

Im November lebt Paris mehr als je in den Wolken.
Jeder Mensch hienieden hat sein Lieblingswetter.
Die Fetten lieben die Kälte.
Die Magern ziehen die Hitze vor.

Weder Regen, noch Wind, noch Sonne: das ist das Wetter der Fräulein.

Ich behaupte: der dichte Nebel ist das Wetter der Hagestolze und lustigen Brüder.

Schritt für Schritt, sozusagen tastend sich in dem dichten, finsteren Nebel fortbewegen, das heißt: im Inkognito gehen.

Nur im Nebel:
machen die pfifigen Diebe ihren Fang;
machen die klugen Ehemänner ihre kleinen Abstecher;
hören die tugendhaften Frauen auf, tugendhaft zu sein.

Ich erinnere mich noch, daß ich als Schulknabe, wenn ich bei nebeligem Wetter aus der Schule kam, dem Kastanienbrater ganze Hände Maroni schnipfte, während der arme Alte an der Ecke der Rue Soufflot in der kalten, dichten Luft vor seiner Pfanne hockte.

Später, als ich Student war, machte ich bei solchem Wetter merkwürdige Wetten.

Wir gingen aus dem Collège kommend, in ganzen Schwärmen den Boulevard Saint-Michel hinab, immer auf den Trottoirs. Und nun wetteten wir: wer auf seinem Wege, von der Dunkelheit begünstigt, die meisten braven Frauen küssen werde.

Die Tonleiter der von den beleidigten Schönen ausgestoßenen Schreie gab uns einen verläßlichen Maßstab für den Grad ihrer Züchtigkeit.

Brach Eine in ein lautes, plumpes Gelächter aus, so war es eine „Ehemalige“ oder eine „Zukünftige“.

Wenn Eine fluchte, so war es ein Weib aus dem Volke.

Schlug Eine mit dem Regenschirm nach dem dreisten Attentäter, so war es ein altes Fräulein.

Schweig Eine still, so war es eine verheirathete Frau.

Stieß Eine ein helles Geschrei aus, so war es ein keusches, junges Mädchen.

Gar viele der Frauen, die ich so geküßt, haben nie gewußt, daß ich einen blonden Schnurbart habe, gleichwie ich die Farbe ihrer Augen nie gesehen habe.

Dem Nebel endlich verdanke ich mein glücklichstes Abenteuer.

Kennen Sie die reizende Baronin Nèrac?

— Die bezaubernde Frau, die ganz Paris . . .

— Ganz richtig.

— Nun? Sie? Ach!

— Ich darf wohl einmal indiskret sein; übrigens wird ja die Sache unter uns Freunden bleiben.

Nun wohl, auf Ehre! Ich hatte das Abenteuer nur dem Nebel zu danken

Es war an einem Freitag im November. Faure sollte bei Paros singen.

Sie war zu sehr musikalisch, um bei einer solchen Vorstellung zu fehlen und ich zu sehr in sie verliebt, um mich nicht ebenfalls dort einzufinden.

Nach Sonnenuntergang hatte sich ein dichter Nebel über die Stadt gesenkt und als man um Mitternacht das Hôtel des dicken Paros verließ, sah man nicht weiter, als bis zur Nasenspitze.

Nèrac's Kutscher kam nicht.

Es verfloß eine Stunde und noch immer kam Niemand.

Der Landau hatte sich ohne Zweifel verirrt und konnte in diesem Wetter nicht zurück finden.

— Umso schlimmer, wir werden zu Fuße gehen; ich werde zwischen meinem Gatten und Herrn V. gehen, sprach Suzanne von Nérac, indem sie mit einer allerliebsten bittenden Miene sich zu mir wandte.

Und ich ließ mich nicht zweimal bitten.

Wir brachen auf.

Nérac hat meinen Wuchs, meinen Bartschnitt, meine Haltung. Aber, zum Ueberfluß ist er auch blatternarbig. Im Ganzen gleichen wir einander so sehr, daß, wenn chinesische Schattenspiele aufgeführt werden, die Baronin nie genau weiß, ob *er* hinter dem Vorhang steht oder *ich*.

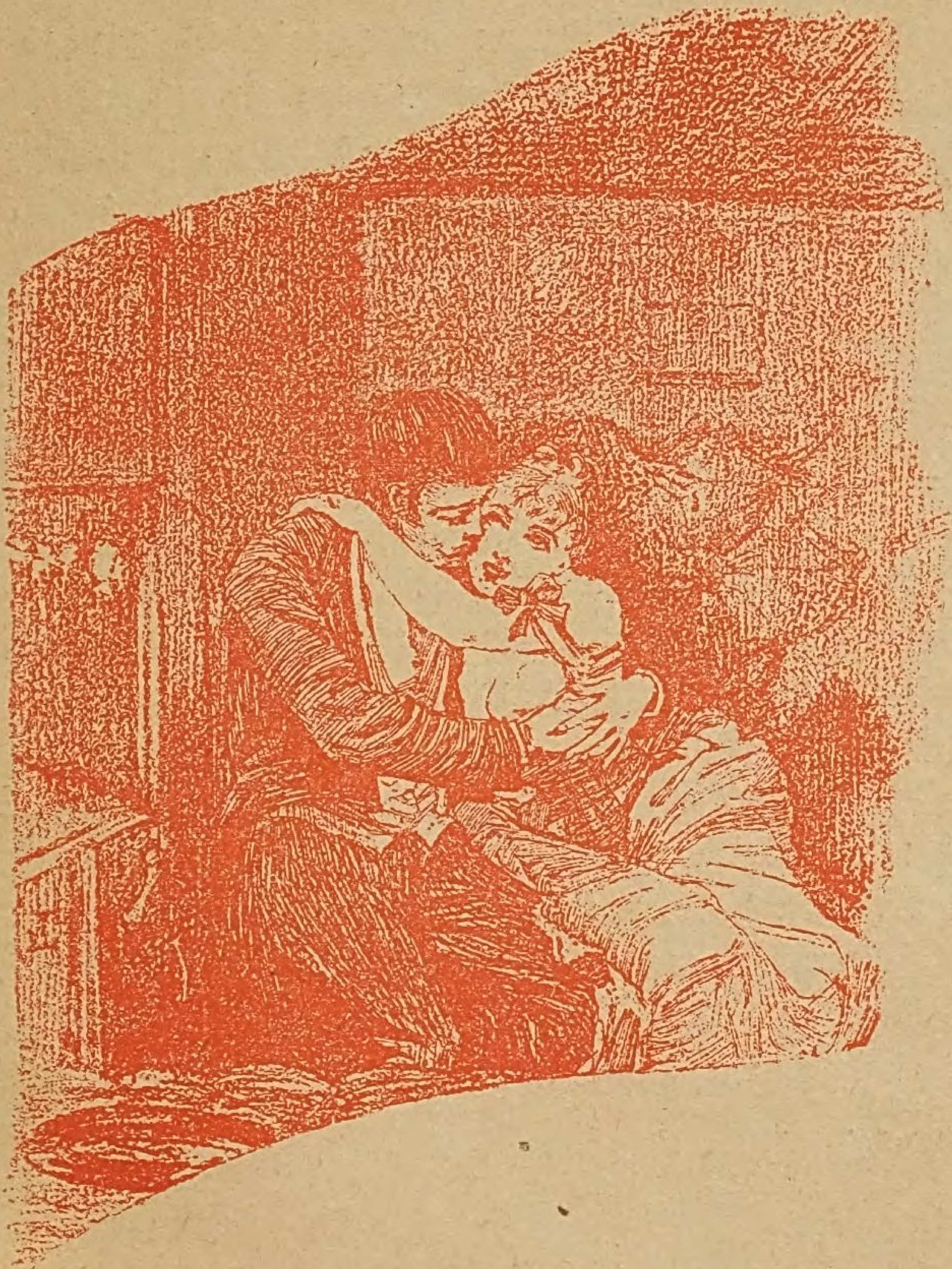
Und in dem dichten Nebel erging es ihr nicht besser mit uns.

Wenn ich ihr die Fingerspitzen reichte, um ihr über ein Hinderniß am Wege hinwegzuhelfen, sagte sie: „Ich danke, mein Herr". Wenn ich ihren Leib umfing, sagte sie, als ob ich Nérac wäre: „Halten Sie mich fest, Baron!"

In einem gewissen Augenblicke hatte Suzanne meinen Arm genommen; ohne Zweifel glaubte sie, es sei derjenige ihres Mannes. Plötzlich, als wir in eine Straße einbogen, bemerkte ich, das wir Herrn von Nérac verloren hatten.

Was war zu thun, daß die Baronin es nicht merke? Ich that, als ob ich schrecklich heiser wäre: auf ihre Fragen antwortete ich nur mit völlig erloschener, kaum vernehmbarer Stimme.

Das Stratagem gelang vorzüglich. Wir gingen seit etwa zwei Stunden neben einander dahin, ohne zu wissen wo wir seien, als Suzanne erklärte, daß sie nicht weiter könne.



Was war da zu thun?

Der Zufall kam uns zu Hülfe. Ein kleiner Wagen stand da, im Nebel verloren, nicht vorwärts könnend und dazu verurtheilt, die Nacht an diesem Allen unbekannten Orte zuzubringen.

Ich miethete den unbeweglichen Wagen auf die Stunde,

Suzanne und ich installirten uns darin so gut es ging, mit dem Entschlusse, hier den Morgen zu erwarten.

— Schade, daß Sie Halsweh haben, sagte Suzanne; unser Abenteuer ist sonst drollig genug! Was wollen wir nun anfangen, um uns die Zeit zu vertreiben?

Ich suchte nicht lange, sondern umarmte und küßte sie.

— Oh, mein Freund, hier?

— Ei was! Der Nebel . . .

. . . .

Diese Nacht schwankte Suzanne nicht zwischen mir und Nérac. Sie täuschte sich vollkommen.

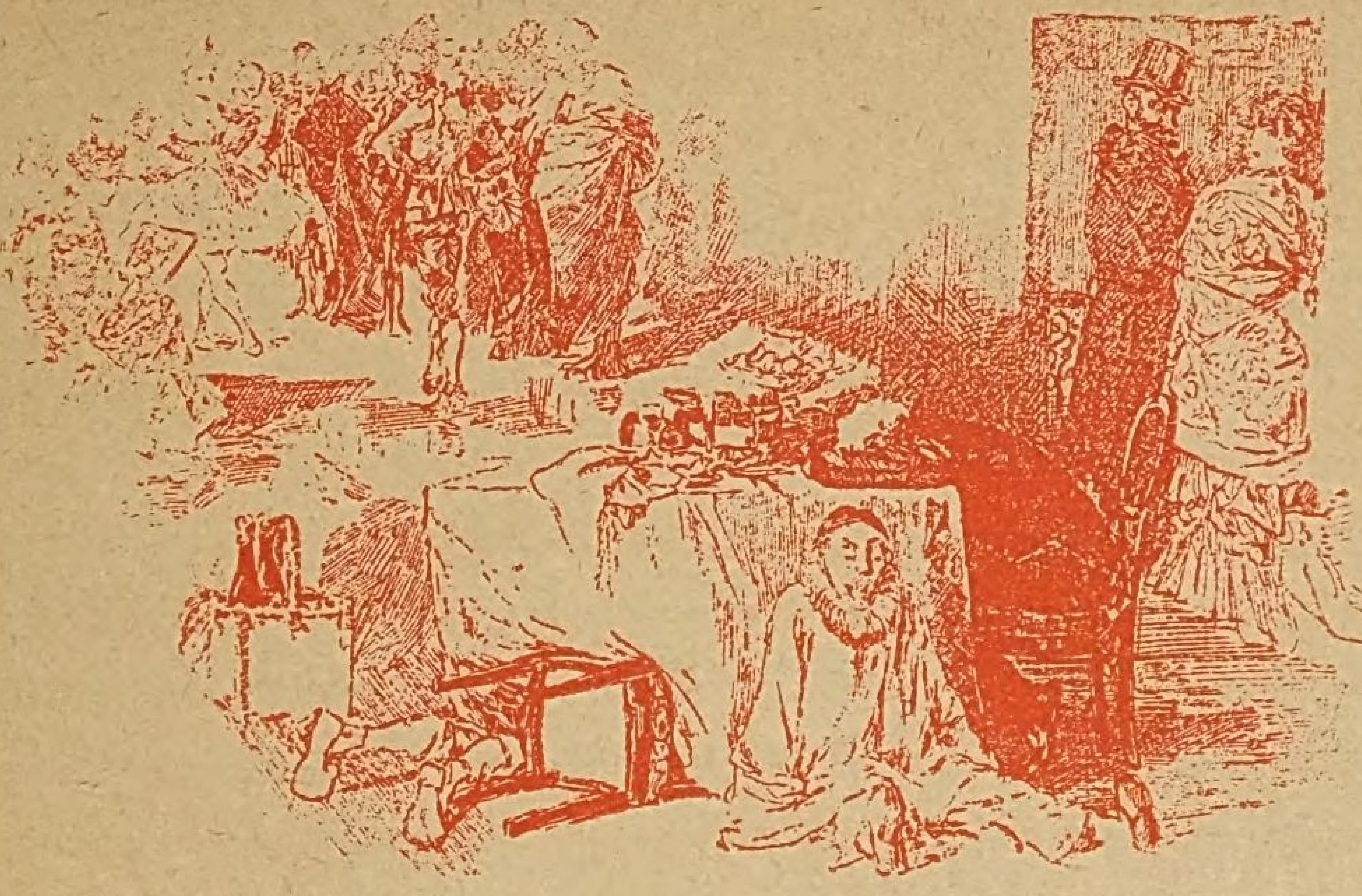
Bei Tagesanbruch erwachte sie allein in dem Wagen.

Sie machte ihrem Gatten eine Scene darüber, daß er sie allein gelassen, nachdem sie so . . . artig gewesen.

Die Eitelkeit mengte sich in die Sache und Nérac, roth wie ein Krebs, erklärte ihr, daß er sie erst am Morgen verlassen habe, um den Landau aufzusuchen.

Zuweilen, wenn wir unter uns sind, und lustige Schwänke zum Besten geben, erzählt er, die Sache sei ihm ein einzigesmal im Wagen passirt, in einer nebeligen Nacht . . . .

Das Beinkleid.



Das Beinkleid.

Als Herr Bléchart sein Jus beendigt hatte, ließ er sich in seiner Geburtsstadt X. als Advokat nieder. Unter dem Regime der moralischen Ordnung ward er zum Richter-Substituten in Paris ernannt. Ein Jahr später war er wieder Procureur der Republik in X.

Und als Herr Bléchart in seinen Heimatsort zurückkehrte, so war dies ein Ereigniß in der ganzen Stadt.

Die ehemaligen Kameraden von der Schulbank kamen allabendlich in dem elegantesten Café der Stadt zusammen, durchwegs noch junge Leute und durchwegs flotte Bursche.

Wenn man tüchtig getrunken hatte, erzählte man tolle Geschichten, deren Held immer der Erzähler war. Bei einer solchen Gelegenheit gab Herr Bléchart folgendes Erlebniß zum Besten:

„Als ich in meiner Eigenschaft als Richter-Substitut nach Paris kam, war ich sehr begierig, die Vergnügungen der Hauptstadt, in der ich früher nie gewesen, kennen zu lernen.

Es war im Feber, mitten im Karneval, und ich konnte es kaum erwarten, einen Maskenball in der Oper zu sehen.

Da ich der Meinung war, daß ich nach eintägiger Amtirung schon sämmtlichen sergents de ville und gardes municipaux genau bekannt sei, suchte ich mich so unkenntlich zu machen, als nur möglich schien. Ich entlehnte ein Pierrot-Kostüm mit großen, rothen Knöpfen, kaufte mir eine riesige, weiß gestrichene Nase, rieb mir das Gesicht tüchtig mit Mehl ein, und so ausgerüstet betrat ich den Saal.

Man war eben bei der Pastourelle des Quadrille aus „Orpheus in der Unterwelt".

Es ging hoch her im Saale; man hatte den höchsten Grad von ausgelassener Lust und von Hitze. Schon hatte Métra einen Taktirstock zerbrochen und einen Frack im Rücken gesprengt.

Ein herber Schweißgeruch, von den Ballgästen beiderlei Geschlechtes ausgehend, erfüllte den Saal. Die Tricots der Frauen zeigten breite Schweißflecke unter den Achseln und die Strümpfe entlang. Gewisse Gefangene der Corsets strebten ungestüm nach Freiheit; man verlor die Schuhe, man ließ die Masken fallen.

Scheu und vorsichtig drang ich durch das bunte Gewühl der Pierrots, Dominos, Debardeurs, Nachtfalter, Pompiers, Türken u. s. w.

Ich suchte eine feine Intrigue und fand nichts als Wäscherinen mit Platthauben, und Pierrots, die so aussahen, wie ich selbst.

Einige Weiber stießen im Vorübergehen mit ihren Ellbogen mich an.

— Zahlst Du Trüffeln? frägt eine feiste normännische Amme.

Und da ich nicht antwortete, sagte ihre Gefährtin, eine resolute Carmen:

— So warte doch, bis er sie ausgräbt.

So streifte ich durch alle Säle, ohne Dasjenige zu finden, was ich zu finden gehofft hatte: die Dame aus der guten Gesellschaft, die hier auf Abenteuer ausgeht.

Enttäuscht verirrte ich mich in die entlegensten Winkel der Oper, bis ins buen retiro des Foyers. Hier saß auf einem Bänkchen ein Pierrot, ein Pierrot genau so wie ich und schlief.

Der Glückliche!

Ich setzte mich neben ihn hin; vielleicht, daß sein wohlthätiger Schlaf auch mich überkommt. Haaa! gähnte ich.

. . . .

Plötzlich wurde ich durch einen Kuß geweckt, durch einen lauten, schmatzenden Kuß auf meine Nase von Papiermaché.

Ja, ein Kuß! Und noch ehe ich Zeit gehabt, mich von meiner Ueberraschung zu erholen, flüsterte eine reizende, kleine, schottische Schankwirthin mir ins Ohr:

„Nimm Das, Alphonse, und gib Acht darauf; es würde mir hinderlich sein; ich gehe soupiren; es wird nicht lange dauern; erwarte mich hier!“

Dann gab sie mir einen zweiten Kuß auf die Nase und entfloh.

Unwillkürlich schielte ich auf die glückliche Nase, auf die ich schier eifersüchtig war.

Dann blickte ich um mich: es war Niemand mehr da,

auch der andere Pierrot nicht, der an meiner Seite geschlafen hatte.

Dagegen fühlte ich unter dem Arme ein kleines Paket, das sehr sorgfältig gemacht und mit einem rothen Band umschlungen war.

Wenn ich recht gehört, nannte sie mich Alphonse?

Sie ist soupiren gegangen.

Das war natürlich, wenn sie Hunger hatte.

Es würde ihr hinderlich sein!

Was?

Das Paket.

In der That: es mußte nicht sehr amüsant sein, unaufhörlich dieses kleine Paket mit sich herum zu schleppen.

Aber warum hat sie sich in dieser ganzen Geschichte an mich gewendet?

Sie hatte mich offenbar für einen Andern gehalten, vielleicht für jenen Pierrot, der vorhin hier geschlafen hatte

Doch was liegt daran? Es war ein hübsches Mädchen und da ich nichts zu thun hatte, konnte ich ihr wohl den Dienst leisten, ihr das kleine Paket bis zu ihrer Rückkehr aufzubewahren. Sie hat mir übrigens versprochen, es werde nicht lange dauern.

Unter solchen Gedanken schlummerte ich wieder ein und träumte sogar von dem heitern Souper und dem hübschen Lärvchen meiner Unbekannten. Es gab zahlreiche Gäste bei der Tafel; man zechte fröhlich, ich war mit dabei, stieß mit ihnen an und sah bald eine Schaar kleiner unzüchtiger Weiber zwischen den Weinflaschen herumtanzen.

Ein entsetzliches Niesen weckte mich. Der Pompier, der

das Feuer im Kamin zu unterhalten hatte, holte sich da einen Schnupfen.

Adieu, du schöner Traum! Ich erhob mich, um im Foyer auf- und abzugehen; ich langweilte mich, die schottische Schankwirthin ließ lange auf sich warten.

Wie wär's, wenn ich das Paket öffnete? Das würde mich zerstreuen.

Ich löste langsam die Schlinge des rothen Bändchens, schlug sorgfältig das Papier auseinander — es war ein „Figaro" vom nämlichen Tage — und fand ein Frauenbeinkleid, ein geschlossenes Beinkleid.

„Es würde mir hinderlich sein", hatte sie gesagt.

Ah!

Ich, Bléchart, Richter-Substitut am Seine-Tribunal in Paris, verwahrte das Beinkleid einer Frau, die in einem Cabinet particulier soupirte, und verwahrte dieses Beinkleid, „weil es ihr hinderlich gewesen wäre".

Ich war wüthend; ich wollte um jeden Preis mich dieses schändlichen Beinkleides entledigen und schickte mich eben an, es zum Fenster hinaus zu werfen oder dem Pompier anzuvertrauen, als sie zurückkehrte.

Ich erröthete unter meiner weißen Schminke.

— Du bist gewiß schon verdrossen, sagte sie, weil es zu lange gedauert hat. Er hat nicht fertig werden wollen Aber jetzt, mein lieber, kleiner Mann, bin ich ganz, ganz die Deine.

Bei diesen Worten zog sie aus einem ihrer schottischen Strümpfe eine Hundertfrancs-Note, welche sie mir reichte

Entsetzlich!

Ich sank vernichtet auf das Bänkchen; sie warf sich



auf mich und nahm das Beinkleid wieder, das ich ihr reichte.

. . . .

Wir Männer sind nicht von Holz; aber die Füße jenes Bänkchens waren es noch weniger und plötzlich ging das Ganze unter lautem Krachen in die Brüche.

Auf den Lärm eilte ein Thürsteher herbei.

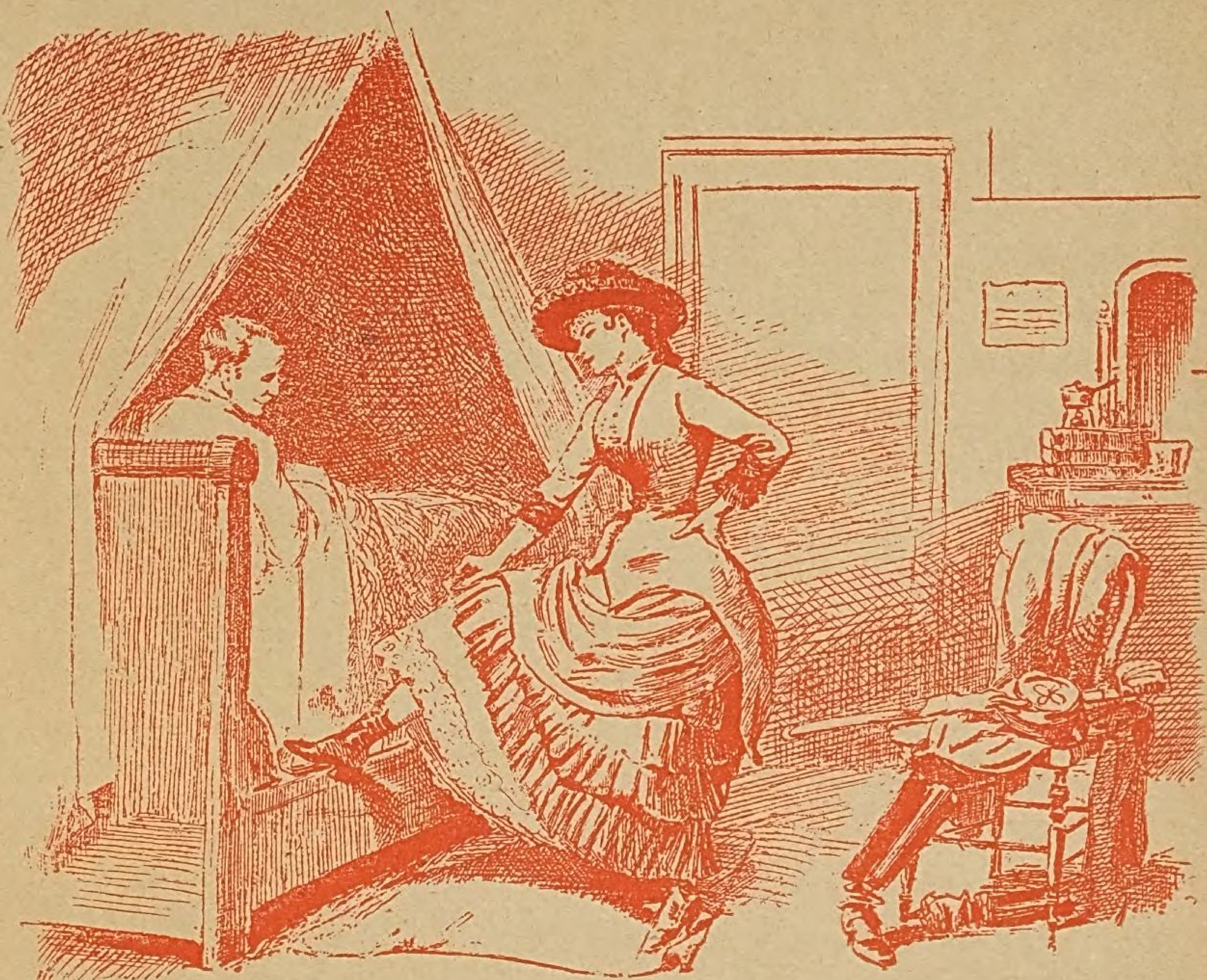
Wir waren in flagranti überrascht worden.

Ich beschwichtigte den Thürsteher mit dem Hundertfrancs-Billet der schottischen Wirthin und machte mich eiligst aus dem Staube.

Drei Monate später hatte ich die Untersuchung zu pflegen in der Strafangelegenheit eines Thürstehers in der Oper, der es gewagt hatte, im offenen Foyer, während eines Maskenballs, ein hübsches Mädchen zu mißbrauchen, weil es vergessen hatte, unter dem Rocke einer schottischen Schankwirthin ein Beinkleid anzulegen.

Dank diesem mildernden Umstande kam er mit sechs Monaten Gefängniß davon".

Die Leinwandhändlerin.



Die Leinwandhändlerin.

De Biancourt war der jüngste und hübscheste der Capitaine der 26=er Dragoner und wohnte in der unmittelbarsten Nähe der Kaserne. In seiner Wohnung hörte man deutlich, wenn die Tamboure oder Hornisten die Stunden markirten.

Es war im Winter, knapp vor Neujahr; das Wetter bitter kalt. In der ganzen Umgebung waren die Dächer weiß vom Schnee. Das Eis hatte die Flüsse ins Stocken gebracht und das Glatteis bedeckte das Pflaster der Straßen. Die

Reiter gingen zu Fuß neben ihren Pferden, welche sie am Zügel führten und von Zeit zu Zeit hörte man ein Eisen ausgleiten und einen Soldaten fluchen. Plötzlich hörte man den Hornisten der Kaserne neun Uhr blasen. De Biancourt schlief noch. Durand, sein Putzmeister, wartete im Vorzimmer, ohne sich zu rühren, bis ihn der Capitain rufen würde. Er hatte ihm verboten, ihn zu wecken. De Biancourt war an diesem Tage nicht im Dienste. Nichts, immer noch nichts, der Capitain rührte sich nicht; Durand fing an sich zu langweilen. Er nickte ein, als ein energisches Pochen an der Thüre erschallte. Durand öffnete; es war eine Frau, die kokett in einen weiten Mantel gehüllt war, die Hände stacken in einem Muff aus Seide und Marder, das Gesicht bedeckte ein Wollschleier.

— Herr de Biancourt? fragte sie, vor Kälte mit den Zähne klappernd.

— Mein Capitain ist noch nicht wach, Madame.

— Um 9 Uhr?

— Er hat keinen Dienst.

— Das thut nichts, wecken Sie ihn.

— Aber . . . . . .

— Wecken Sie ihn! sage ich Ihnen.

— Aber es ist mir strengstens untersagt ihn zu wecken und für nichts in der Welt . . . . .

— Sie wollen nicht?

— Niemals.

— Es ist gut.

Und die junge Dame, ohne sich zu geniren, drückte an die Thürschnalle des Schlafzimmers des Capitains und trat ein.

— Was ist das? schrie de Biancourt aufschreckend und sich im Bette aufrichtend

— Mein Capitain, begann Durand ....

— Wer ist's, der es wagt, mich ....

— Oh, mein Capitain, Sie sind nicht sehr galant, sagte hierauf die Unbekannte, ihren Schleier zurückschlagend.

Sie war schön, wie Du, meine Leserin. De Biancourt hörte diese Stimme, so lieblich wie die Töne einer Fides oder Van Zandt; er rieb sich die Augen und betrachtete die Fremde.

— Eine Frau! sagte er, ich bitte Sie um Verzeihung Madame, daß ich Sie so empfange, noch im Bette; aber wie konnte Durand ....

— Mein Capitain! ......

— Schweige!

— Ich war es, mein Herr, die hier eindrang trotz des Verbotes.

— Dann, Madame, hoffe ich, daß Sie nicht ungehalten sein werden.

De Biancourt schob mit einem Ruck seine Polster zurück, fuhr mit seinen Händen durch sein Haar und drehte sich seinen blonden Schnurrbart zurecht, und sagte mit einem verbindlichen Lächeln:

— Dürfte ich um den Grund Ihres liebenswürdigen Besuches fragen, Madame?

Die junge Frau sah Durand scharf an, Biancourt verstand.

— Geh! sagte er, — und der Putzmeister verschwand. Hierauf reichte die Unbekannte dem Capitain eine parfumirte Visitkarte:

La Sennora Teresa Ferrer

Vertreterin des Hauses M.

Leinwande und Baumwollwaaren.

— Sie sind Spanierin, Madame?

— Ja, mein Herr.

— Und sind Sie die Sennora Teresa Ferrer?

— Ich selbst, und indem sie dies sagte, zeigte sie die herrlichsten Zähne der Welt.

— Teufel, wie hübsch sie ist! murmelte Biancourt. Und Sie wünschen von mir? . . . . . .

— Ich komme, Ihnen Leinwand zu offeriren.

— Ah bah! rief der Capitain.

— Das setzt Sie in Erstaunen?

— Mich? Oh! . . . . . Sie sind Geschäftsreisende?

— Ja, zu dienen

— Ah! gut, aber dann? sagte Biancourt.

— Dann?

— Nichts. Sie verkaufen Leinwand?

— Ja.

— Teufel! es dünkt mir, daß Sie bei Ihrer Schönheit Ihr Herz leichter hätten an den Mann bringen können, als den prosaischen Artikel Leinwand.

— Ich habe noch immer mein Geschäft gemacht.

— Immer?

— Immer!

— Dann wird es bei mir das Erstemal sein, daß Sie kein Geschäft machen, denn was sollte ich schließlich mit Ihrer Leinwand anfangen? Gott verzeihe mir, aber wenn Sie nicht so hübsch wären, ich hätte Ihnen eine Scene gemacht, daß Sie mich wegen einer solchen Sache geweckt haben.

— Also, Capitain, wollen Sie keine Leinwand kaufen?

— Nein, gewiß nicht.

— Dann gehe ich, sagte die Sennora, sich erhebend und dem Capitain einen sanften vorwurfsvollen Blick zuwendend.

— Ich glaubte, daß Sie immer Ihr Geschäft machen?

— Diesmal ist es das Erstemal, daß ich keines mache. Adieu Capitain!

— Teufel, wie schön sie ist! wiederholte der Offizier. Sie verlassen mich sobald, Sennora?

— Da ich mit Ihnen nichts machen kann ......

— Oh! Nichts? ....

— Nein. Sie wollen ja keine Leinwand kaufen.

— Leinwand nicht, aber ein wenig plaudern mit Ihnen, das möchte ich recht gerne.

— Und meine Zeit? ich lebe von meiner Arbeit.

— Sie scheinen böse zu sein, Sennora?

— Ich, warum?

— Ich kenne Sie zwar nicht, aber ich will nicht, daß Sie mich so verlassen, ich habe Sie vielleicht verletzt?

— Sie irren sich.

— Wollen Sie mir Ihre Hand geben?

— Mit Vergnügen.

— Welch' reizendes Pätschchen!

— Ah, Capitain, sagte die junge Frau, indem sie die

Manchette des Hemdes des Offiziers betrachtete, pfui! die häßliche Leinwand! Sie, der Eleganteste des ganzen Regiments, tragen solche Hemden!

— Aber ...... zum Teufel mit den Pölstern! grollte Biancourt, welcher so rasch als möglich dieses intime Kleidungsstück zu verbergen suchte.

— Wollen Sie mir erlauben, sie Ihnen zu ordnen?

— Aber .....

— In Spanien kommt das häufig vor, antwortete sie mit einem wahrhaft reizenden Ausdruck.

— Dann mit dem größten Vergnügen

— Ach! welche Bettwäsche, mein armer Capitain, diese Polsterüberzüge müssen Ihnen ja die Wangen zerschinden und die Leintücher werden Ihre Haut wundreiben.

— Aber .....

— Herr de Biancourt! rief die Sennora, indem sie hell auflachte, ich werde nächstens wiederkommen, sobald Sie es wünschen. Sie müssen dies Alles wechseln.

— Warum denn?

— Weil eine hübsche delikate Frau sich niemals auf solche Wäsche ..... Ich wette mit Ihnen, daß Sie der solideste Offizier des Regiments sind und daß Sie noch niemals .....

— Aber, aber! was sagen Sie? Aber! ...

— Nein, Sie hatten noch niemals eine Maitresse ... Oh, ich kenne mich darin aus.

— Sie schätzen also den Menschen und seine Leidenschaften nach der Feinheit seiner Leinwand?

— Ganz gewiß!

— Sagen Sie, Sennora, wie hat man es anzustellen, um Leintücher zu bekommen, die man für . . . . . .

— Vor Allem muß man Leintücher haben, die die Seide nicht kratzen.

— Gut, zeigen Sie mir ein Muster.

— Wollen Sie davon kaufen?

— Gewiß . . . . . .

Hierauf hob die Sennora eines ihrer Beine bis zur Höhe des Bettes des Capitains, und ihren Fuß auf das Leintuch setzend, hob sie ihr Kleid ein wenig empor und ließ hiebei ihren Strumpf und ihren gestickten Unterrock schauen.

— Nun, wollen Sie kaufen oder nicht?

Biancourt wiederstand nicht länger.

— Ja, sagte er.

— Also gut, greifen Sie, das wird ganz vorzügliche Bettücher geben.

Der Capitain griff, griff wieder, und wollte noch mehr greifen, als der kleine Fuß rasch wieder auf den Boden gestellt wurde.

— Ich habe nicht gut gesehen.

— Capitain, Sie können mir vertrauen, ich werde Ihnen Leinwand schicken, aus welcher Sie sich 12 Paare machen lassen werden.

— Zwölf Paare?

— Wollen Sie denn nicht wechseln?

— Ja, aber . . . . . .

— Capitain, ich hoffe, daß Sie nunmehr oft werden wechseln müssen. Adieu!

— Sie gehen schon? Aber, zum Teufel!

Die Sennora wendete sich der Thüre zu.

— Sagen Sie mir: und Hemden? . . . . . .

— Sind Sie hiezu fest entschlossen?

— Mein Gott, ich bin unschlüssig.

Die Sennora hatte bereits einige Spangen ihres Kleides geöffnet.

— Wie Sie glauben.

Biancourt war nicht mehr unschlüssig.

— Also gut, schauen wir für ein halbes Dutzend; Ich bitte um das Muster . . . .
. . . .
. . . .

Im Zimmer des Capitain hörte man nun nicht mehr sprechen, aber man hörte seufzen und kichern.

Eine Stunde später sagte Biancourt:

— Noch!

— Es ist genug! erwiderte die Sennora.

— Schon!

— Pah! Für sechs Hemden; Sie riskiren so wenig. Für diesmal ist es genug, außer, Sie wollen noch einige Polsterüberzüge.

— Werden Sie selbst dieselben abliefern?

— Das hängt von ihrer Bestellung ab.

— Oh! Sennora. Sie sind ein anbetungswürdiges Geschöpf! Wie könnte ich Ihnen widerstehen?

— Also, ich habe für Sie ein Stück Leinwand eingeschrieben.

— Es sei, und auf Wiedersehen! schöne Spanierin.

Alsbald schloß sich die Thüre. Schade, daß dies arme

Mädchen eine so undankbare Beschäftigung hat, dachte Biancourt, es muß ihr wohl so manches Geschäft mißlingen.

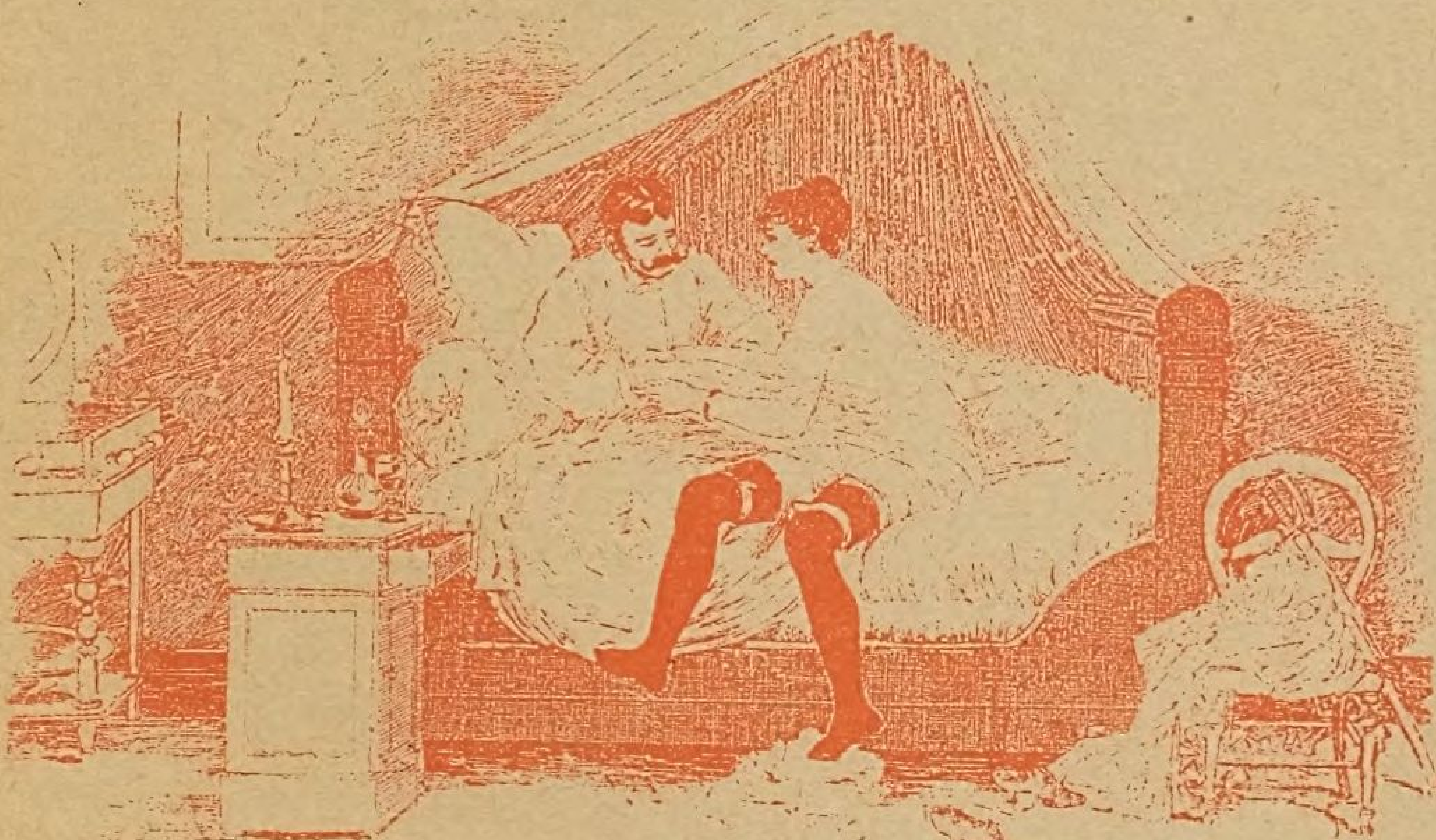
Als man dem Capitain die Rechnung von Leopold Birns aus Lyon, brachte, lautete diese auf:

1 Stück Leinwand 100 Meter á 3 Frcs = 300 Frcs

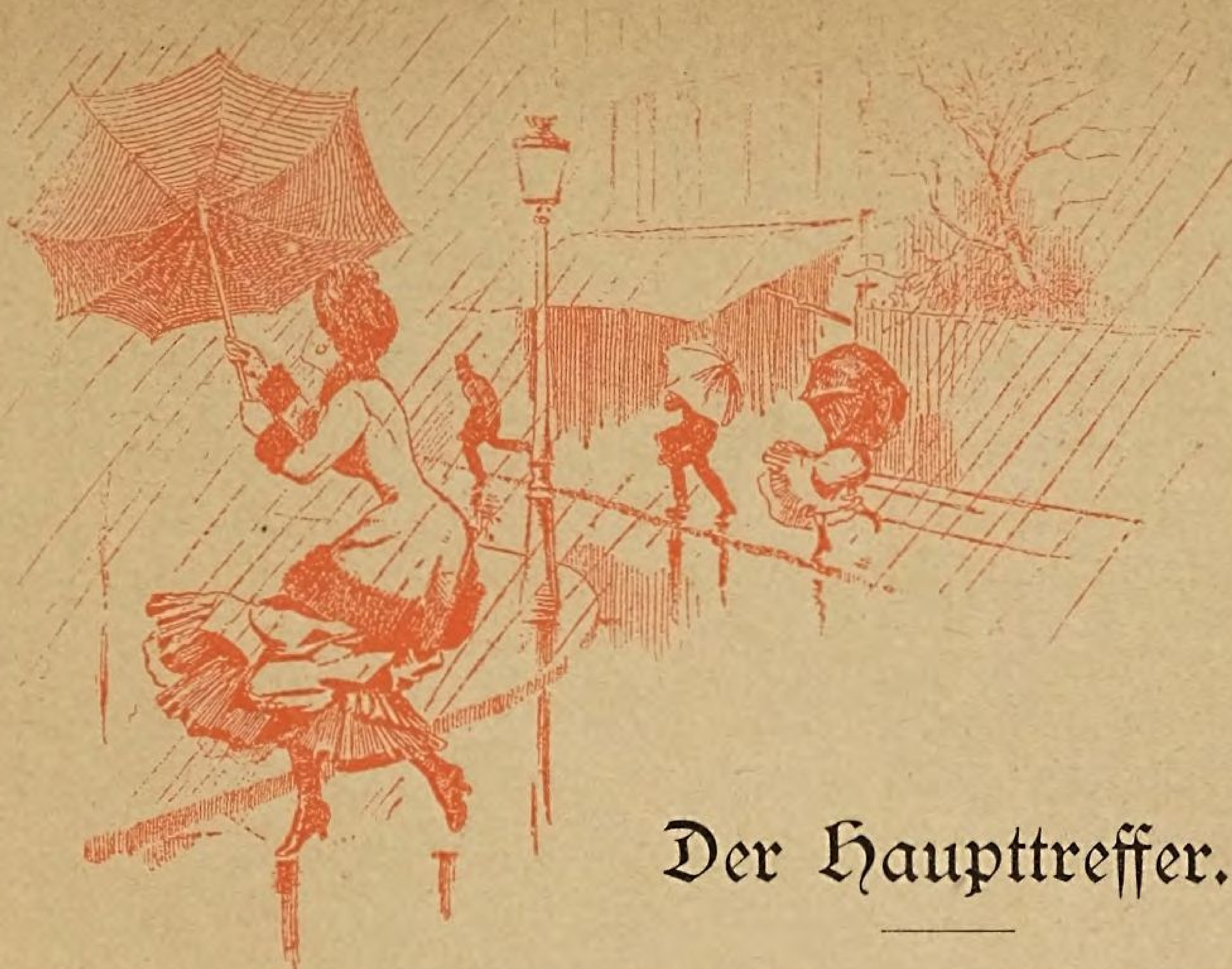
Bemusterung und Ablieferung ins Haus = 500 Frcs

und, saldirt:

Sennora Teresa Ferrer.



Der Haupttreffer.



Der Haupttreffer.

Es war auf dem Place Saint-Georges. Der Regen fiel in Strömen, dazu ein Sturm, um Bäume zu entwurzeln. Kein einziger Wagen auf der Station; die vorbeifahrenden sind sämmtlich gemiethet, die Omnibusse vollbesetzt.

Sie steht da, mir gegenüber, auf der anderen Seite des Springbrunnens, am Rande des Trottoirs, an der Ecke der Rue Notre-Dame de Lorette.

Aha! Ihr Regenschirm macht jetzt „die Tulpe". Krach! da ist er auch schon zerbrochen. In wenigen Augenblicken wird sie durchnäßt und beschmutzt, ihre reizende Toilette ganz verdorben sein.

Eine reizende Frau, meiner Treu! Höchstens fünfundzwanzig Jahre, ein entschlossenes Gesicht, sehr brünett, die Haare schwarz wie Ebenholz, die Haut fein wie Sammt, zwei große, schwarze, glühende Augen und ein Wuchs . . . ach, ein Wuchs! . . . .

Die Toilette ist äußerst geschmackvoll. Eine bronzefarbene Robe von drap plissé, eingerahmt mit einer ge-

stickten Guirlande von Seide und Perlen, mit Fransen in lacet und chenille.

Ihr Coiffure vor Allem ist von einer reichen und kühnen Eleganz. Sie trägt zum Entzücken eine Toque à la Henriette d' Entragues von dunkler Peluche mit sanften Nuancen von Verveine. Ringsherum schlingt sich ein Band von granatrothem Satin, vorne zu kapriziösen Coques arrangirt. An der Seite ist ein Flügel aus imitirten Pfauenfedern angebracht. Es ist, als würden Thautropfen auf der Blume in den Farben der Perlen, Smaragde und Rubinen schimmern. Hände und Füße sind fein und zierlich, die ersteren mit eleganten schwedischen Handschuhen, die letzteren mit nicht minder eleganten Schuhen von Gemsenleder bekleidet.

Doch während ich so mit mir selbst schwatze, ist sie ganz naß geworden; das Kleid hat die helle Farbe verloren, der Hut ist dahin. Es ist schade! Doch nein, es ist nicht schade! Im Gegentheil; denn ihr Rock fängt an indiskret zu werden; der Rock liegt an! .... Oh, der Rock liegt fest an, sehr fest.

Ein Wagen fährt vorüber. Sie ruft den Kutscher an. Pst! Pst! Er gibt ihr gar keine Antwort.

Schau, ich kann doch diese schöne Frau nicht im Regen zerfließen lassen. Wie, wenn ich ihr die Hälfte anböte von meinem ....

— (Von was meinem?)

— Von meinem Regenschirm. Der Vogel scheint mir nicht sehr wild zu sein. Ich würde wetten, daß es eine Schauspielerin sei. Doch treten wir näher.

— Mein Gott, Madame, welch' abscheuliches Wetter!

— Ach ja, mein Herr!

— Wollen Sie mir erlauben . . . . . (Mit diesen Worten strecke ich meinen Regenschirm hervor.)

— Recht gern.

— Ich könnte Sie besser schützen, wenn Sie meinen Arm annehmen wollten.

— Mit Vergnügen; aber welche Richtung nehmen Sie?

— Die Ihrige, Madame.

— Ich gehe in den Industrie-Palast.

— Aha! Zur Ziehung der Lotterie der Kunst-Industrie.

— Ganz richtig.

— Haben Sie viele Loose?

— Ein einziges.

— Ganz so wie ich.

— Aber ich will den Haupttreffer machen.

— Und ich auch.

— Wirklich? Nun wohl, ein Dienst für den andern: die Hälfte meines Looses für die Hälfte Ihres Regenschirmes.

— Abgemacht. In der Eintracht liegt das Glück . . . . Geben Sie Acht, da ist eine Pfütze.

— Ich danke.

Und indem wir so von dem Einen und dem Andern, von Liebe und Freundschaft u. s. w. plauderten, gelangten wir, immer auf den Fußspitzen gehend, ohne es zu merken, in die Champs Élysées, kothig bis an die Hüften, aber munter wie die Spatzen.

Bevor wir uns trennten, sagte sie:

— Wenn wir keinen Geldtreffer machen, sondern ein Gewinnst in natura auf unser Loos entfällt, wie wollen wir uns in den Gewinnst theilen?

— Ei, das ist wahr.

— Bah, wir werden uns schon einigen.

Und sie sandte mir einen jener Blicke zu, die oft genug mit einem ganzen Mobilar von Rosenholz bezahlt werden.

Sie zog ein reizendes Notizbüchlein aus dem Muff und entnahm demselben eine Karte, die sie mir mit den Worten reichte:

— Da haben Sie meine Adresse, damit Sie sich bald nach unserem Loose erkundigen, das uns ja künftig gemeinsam ist.

— Bühnenkünstlerin! Ich habe es errathen! rief ich aus.

— Wieso haben Sie es errathen?

— Der Kritiker muß die Schauspielerin immer und überall erkennen.

— Sie sind Kritiker?

— Zu dienen.

— Und Sie zeichnen.

— Sarçai.

— Im „Theaterklatsch"?

— Ganz richtig.

— Dann sind Sie es, der mich neulich wegen meiner Rolle als „Unflathbüchse" in der Feerie „Das Eldorado" so sehr „verrissen" hat!

— Unmöglich.

— Doch, doch.

— Oh, wenn ich Sie gekannt hätte! .... Wenn ich das Glück gehabt hätte, mit Ihnen .... meinen Regenschirm zu theilen, niemals würde ich ....

— Wirklich nicht.

— Auf Ehre.

— Es sei Ihnen vergeben; aber Sie müssen mir ver-

sprechen, künftig artiger zu sein. — Dann reichte sie mir die Hand und fügte mit einem anmuthigen Lächeln hinzu: Auf ein baldiges Wiedersehen!

. . . . , . . , ...

(Sechs Wochen Zwischenakt).

Schauplatz: Rue de Douai 147, bei Fräulein Aline Brunette.

Sie wohnt im zweiten Stock. Ich bin an Ort und Stelle. Eine Zofe, ebenso blond und hübsch, wie ihre Herrin brünett und schön, führt mich, nachdem ich ihr meine Karte vorgezeigt, in das Schlafzimmer.

Ein helles Feuer lodert in dem Kamin, der im Styl der Renaissance gehalten ist. Ich lasse mich in einem eleganten Fauteuil nieder, der mit einer alten Stickerei bedeckt ist und fange an, das Zimmer zu mustern.

Es war ein sehr schönes, sehr originelles Zimmer. Die Möbel waren in Alteichen, geschnitzt, mit Goldeinlage, überzogen mit rother Seide und Bordure von schwarzen Sammt. Auffallend war das Bett, ein breites, sehr breites Bett im Style Henri III., mit alten Vorhängen reich ausgestattet. Bücher, Albums und dergleichen in prächtiger, kunstvoller Ausstattung lagen auf den Tischen.

Doch ich höre das Rauschen eines leichten Stoffes im Couloir. Sie ist's, gefolgt von der blonden Zofe.

Reizend in ihrem Peignoir reicht sie mir flott die Wangen zum Kusse und ich mache Gebrauch ven dieser Erlaubniß. Ohne ein Wort zu sprechen, nimmt meine zärtliche Freundin mich bei der Hand, führt mich zu dem Alkoven und . . . .

— (Und?)

Wie, keusche Leserin, solltest du an Thorheiten denken?

Und sie spricht:

— Mein Loos Nr. 545, 645 ist gezogen worden und da ist unser Gewinnst; ich habe denselben noch nicht berührt.

Dabei zeigt sie auf das Bett.

— Dieses Bett?

— Ja.

— Alle Wetter! Wie sollen wir das nun theilen?

— Finden Sie ein Mittel. Sollen wir es vielleicht .... verkaufen? fügte sie mit einem jener Blicke hinzu, von welchem ich Ihnen schon vorhin gesprochen habe.

— Ah, es wäre schade!

— Oder wollen Sie mir ihren Theil abtreten?

— Wie, ich soll verzichten? Das Bett ist gar so schön.

— Nun, was thun wir?

— In diesem Augenblicke überraschte ich ein boshaftes Lächeln auf den Lippen der Zofe.

— Ich möchte wetten, daß die Kleine schon ein Mittel gefunden hat.

— Vielleicht! sagte die Zofe mit einem schelmischen Blick auf ihre schöne Gebieterin. „Wawenn dawer Hawerr awim Bawett nawicht mawit dawen Baweinawen zawu strawampfawen pflawegt?„

— Nein! Niemals! rief ich.

— Wie? Sie verstehen javanesisch!

— Gewiß!

Da schlang sie verliebt beide Arme um meinen Hals und sagte:

— Ach, es war stets mein Traum, einen gebildeten

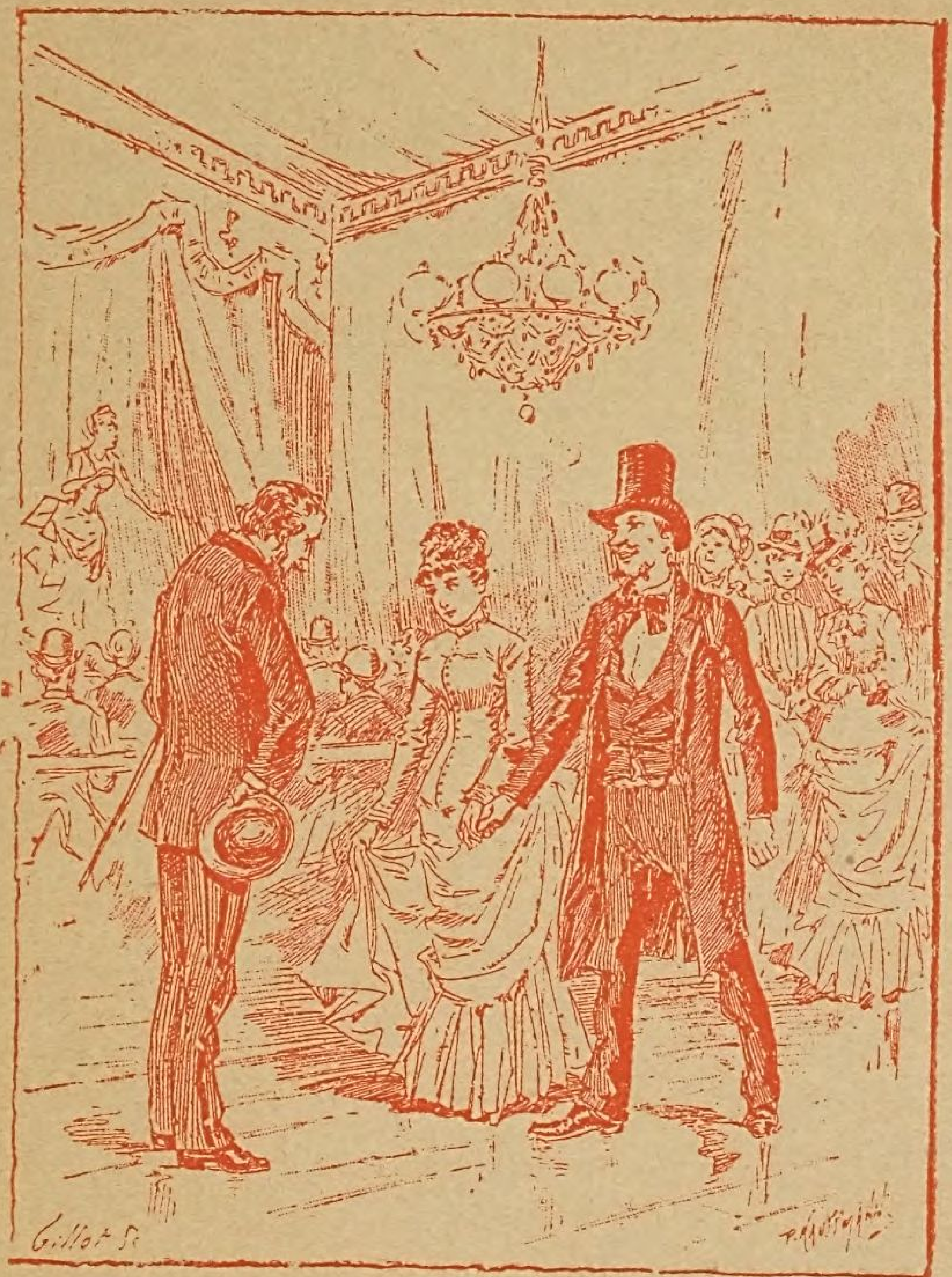
Mann zum Liebhaber zu besitzen, der auch javanesisch spricht!

. . . .

Aline hat mir später gestanden, daß sie das Bett im Styl Henri III. bei Duval gekauft habe. Das hindert mich nicht, sehr bedeutenden Respekt für die Kunst-Industrie zu hegen, wenn ich an dieses schöne Bett und an meine schöne Maitresse denke.



Freundliche Sitten.



Freundliche Sitten.

I.

Mein Freund Chapelle und ich — unsere Freundschaft währt seit zwanzig Jahre, die Zeit verfließt leider so rasch! — also, mein Freund Chapelle und ich, wir sind keine leidenschaftlichen Forscher und streben nicht darnach, zu den Anfänger der Zivilisation hinabzusteigen. Wir haben in dieser Hinsicht unsere feststehenden Ansichten. Das Glück

ist nach unserer Meinung eine durchaus relative Sache, d. h. ganz einfach die Wechselbeziehung zwischen dem was wir besitzen und dem Ideal, das unsere Wünsche sich bilden. Ein Mensch, der nur die Erdäpfel kennt, ist ebenso glücklich wie ein Anderer, der die Trüffeln kennt, vorausgesetzt, daß er Erdäpfel genug hat, um sich zu sättigen. Unsere sogenannte Zivilisation schafft neue Bedürfnisse und unbekannte Wünsche. Somit verschlimmert sie das Schicksal der Menschen, anstatt desselbe zu verbessern; denn sie vermehrt die Zahl derjenigen Dinge, welche für die meisten Menschen unerreichbar sind.

Bei diesen unseren Ansichten wird man begreifen, daß mein Freund Chapelle und ich uns niemals mit jenem dreifachen Erze panzern werden, welches — wie Horaz vorschreibt — für ferne Seefahrer unerläßlich ist.

Daraus folgt aber keineswegs, daß wir Stubenhocker seien. Nicht die Woge allein ist treulos, wie Shakespeare meint. Die Frau wurde für uns das Ziel langer und an Abenteuern reicher Reisen. Wir haben die am wenigsten bekannten Winkel von Paris aufgesucht und in der Umgebung der Hauptstadt gab es kein Ringelspiel, wo nicht unsere entzückten Blicke dem Preisfluge der Mädchen gefolgt wäre, deren helles Gelächter sich in das Gebrumme der Drehorgel mengte.

So waren wir gestern beim „Sonnenaufgang". Haben Sie schon den „Sonnenaufgang" an einem Sonntag oder auch an einem Werktage besucht? Es ist eine fortwährende „Kirmeß"; eine dichte Menge drängt sich in den Schänken, Schaubuden, Branntweinstuben, Gesangsstuben und dgl. Arbeiter, Matrosen, Soldaten, Dirnen bilden die

Mehrzahl dieses Publikums. Der Pariser Bürger mengt sich ohne jede Zurückhaltung in diese bunte Gesellschaft. Man sieht zahlreiche anständige Familien, Beamte und kleine Rentier, die ihre Frauen und Kinder hieher führen, um ihnen die Welt zu zeigen und hier ihren „Schwarzen" trinken bei dem Gesang einiger sehr dekolletirter Damen und den obscönen Deklamationen einiger Herren im Frack. Sie sind köstlich zu schauen, diese Bourgeois, wie sie, eingezwängt in einen engen Sperrsitz, sich ergötzen an den Unzüchtigkeiten der Augen oder der Sprache, während Madame ihrem jüngsten Sohne die Worte erklärt, die er noch nicht versteht und ihre kleine Tochter die unzüchtigen Geberden der Sängerin mit den Blicken verschlingt und uns schon mit ihren kokett beschuhten, mageren Füßchen in Versuchung führt.

II.

Seit einer Stunde schon wohnten wir — ich und mein wackerer Freund Chapelle — diesem erbaulichen Schauspiele bei. Ein halbes Dutzend Damen, denen es wahrhaftig viel Mühe verursacht haben würde, ihre körperlichen Reize zu verwerthen, waren nach einander über die Bühne geschritten, um daselbst mit vielen Anstrengungen ihre Couplets zum Besten zu geben. An einem Tische unfern von dem unserigen saßen zwei Damen, deren liebenswürdiges Aussehen unsere Augen für die Qualen tröstete, welche unsere Ohren zu erdulden hatten. Die Eine war groß, von kräftigen und doch eleganter Taille und zeigte jenen mysteriösen Blick, welcher den Kurzsichtigen eigen ist; die Andere war kleiner, hatte einen zarten Teint und wunderbar feine Züge. Beide waren mit auserlesener Eleganz

gekleidet. Was suchten diese hier? Mein Gott! Man sagte uns, daß der kräftige Tenor dieses Lokals seine Eroberungen bis zu den höchsten Spitzen der Cocottenwelt ausdehne. Und dennoch . . .

Wir sannen eben über dieses Räthsel nach, als die Thür aufging und eine Hochzeitsgesellschaft eintrat. Allgemeines Aufsehen, dann lebhafter Applaus des Publikums. Voraus ging der junge Gatte in schwarzer Kleidung, an seinem Arm die Braut ganz weiß gekleidet, mit welken Orangenblüthen im Haar; dann das Ehrenfräulein und ihr Kavalier, hinter diesen die beiderseitigen Familien, eine bunte Ausstellung von Shawls und Hüten, wie man sie bei den Trödlern im Temple sieht. Die Neuvermählte hatte nicht das jungfräuliche Aussehen, das sich für eine Braut geziemt; aber es war eine wohlgeformte Person, deren Gunst selbst nach vorausgegangenen zahlreichen Ausgaben begehrens erschien.

— Alle Wetter! rief Chapelle, indem er seinen Hut über die Augen herabzog. Eine „Ehemalige“! . . .

Und zu mir gewendet, fügte er im vertraulichen flüstern hinzu:

— Die Wäscherin Lalie!

Dieser Name erweckte keinerlei Erinnerung in mir und ich war darüber ein kleinwenig erstaunt. Ich glaubte meinen Freund Chapelle mit allen seinen Maitressen betrogen zu haben; nun zeigte sich, daß mir diese entgangen war. Dieser Schlingel Chapelle! Da traue man einer zwanzigjährigen Freundschaft?

Trotz der raschen Bewegung, mit welcher er den Hut herabgezogen, war Chapelle erkannt worden. Mit einer

diskreten Bewegung ihres Fingers hatte die Braut ihn ihrem jungen Gatten gezeigt. Die Beiden plauderten eine Weile leise mit einander, dann, nachdem die ganze Gesellschaft sich in unserer Nähe niedergelassen hatte, kam der junge Ehemann auf uns zu. Chapelle ergriff seinen Stock. Aber ich, der ich ein vollkommener Physiognomiker bin, sah wohl, daß dieser Mann den Ölzweig in der Hand bringe und nicht den Dolch.

— Meine Frau sagt mir, daß Sie ein Freund wären, sagte er, sich geradenweges an Chapelle wendend. Ich komme daher Sie einzuladen, daß Sie etwas mit uns trinken.

Chapelle kam in grausame Verlegenheit und stammelte allerlei wirres Zeug, aus welchem nur so viel zu verstehen war:

— Die Mutter Ihrer Frau ....

— Ei, Sie Spaßvogel! rief der Gatte, indem er ihm einen vertraulichen Schlag auf den Schenkel versetzte. Gehen Sie! Vignolle läßt sich nichts weismachen! ...... Allerdings dürfen Sie nicht wieder anfangen .... einige Zeit wenigstens. Denn früher oder später sind mir die Hörner doch sicher und da gilt es nur gleich: Sie oder ein Anderer. Sie ist hübsch in ihrer Braut-Toilette, nicht wahr?

Die Offenherzigkeit dieses Mannes entzückte mich. Nichts an ihm erinnerte an Othello, auch der sanfte Name Vignolle nicht. Ich war mit ihm bald ebenso bekannt wie Chapelle und wir erfuhren, daß er seines Zeichens Tapeten-Ankleber sei und täglich acht Francs erwerbe. Vignolle war ein Weiser, der die Eifersucht als eine schlimme Rathgeberin verabscheute und nicht einsah, daß zwei Männer einander hassen müssen, weil sie den besten Wein aus dem

nämlichen Glase getrunken. Der gemeinsame Geschmack bringt vernünftige Leute einander näher, anstatt sie zu entzweien. Die Liebe zur nämlichen Frau sollte das mächtigste Band zwischen zwei Männer sein, welche frei sind von Eigenliebe und sich nur mit dem Glücke ihrer Angebeteten beschäftigen, welche bei dieser zweifachen Huldigung nur Alles zu gewinnen hätte. Dieser Ansicht war sicherlich der sehr kluge Vignolle und ich bin nicht weit entfernt, ebenso zu denken wie er. Und fast alle Frauen denken so wie ich. Sieht man nicht, wie diejenigen unter ihnen, die einen Gatten und einen Geliebten haben, (oder zwei Liebhaber, was ganz Einerlei ist) immerfort bemüht sind, zwei unzertrennliche Freunde aus ihnen za machen, wobei sie in voller Unkenntniß über den Dienst gelassen werden, den sie sich gegenseitig erweisen. Ach, wenn die Männer weniger dumm, weniger eitel, weniger mit gesellschaftlichen Vorurtheilen behaftet wären, würden die Frauen wohl allen beiden die Wahrheit sagen und das wäre ein wahrhaft paradiesischer Zustand auf Erden.

Als der köstliche Vignolle meinen erröthenden Freund Chapelle zu seiner Frau geleitete, lag gleichsam eine stumme Entschuldigung in seinem Blick, welche sagen wollte: „Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen nicht mehr anbieten kann; aber es gibt Vorurtheile".

III.

In diesen Kreisen werden die Freunde unserer Freunde rasch auch unsere Freunde. Wir befanden uns sehr wohl unter diesen einfachen und kordialen Leuten und ich stieß gern mit ihnen an. Wie gemüthlich lachten sie über die

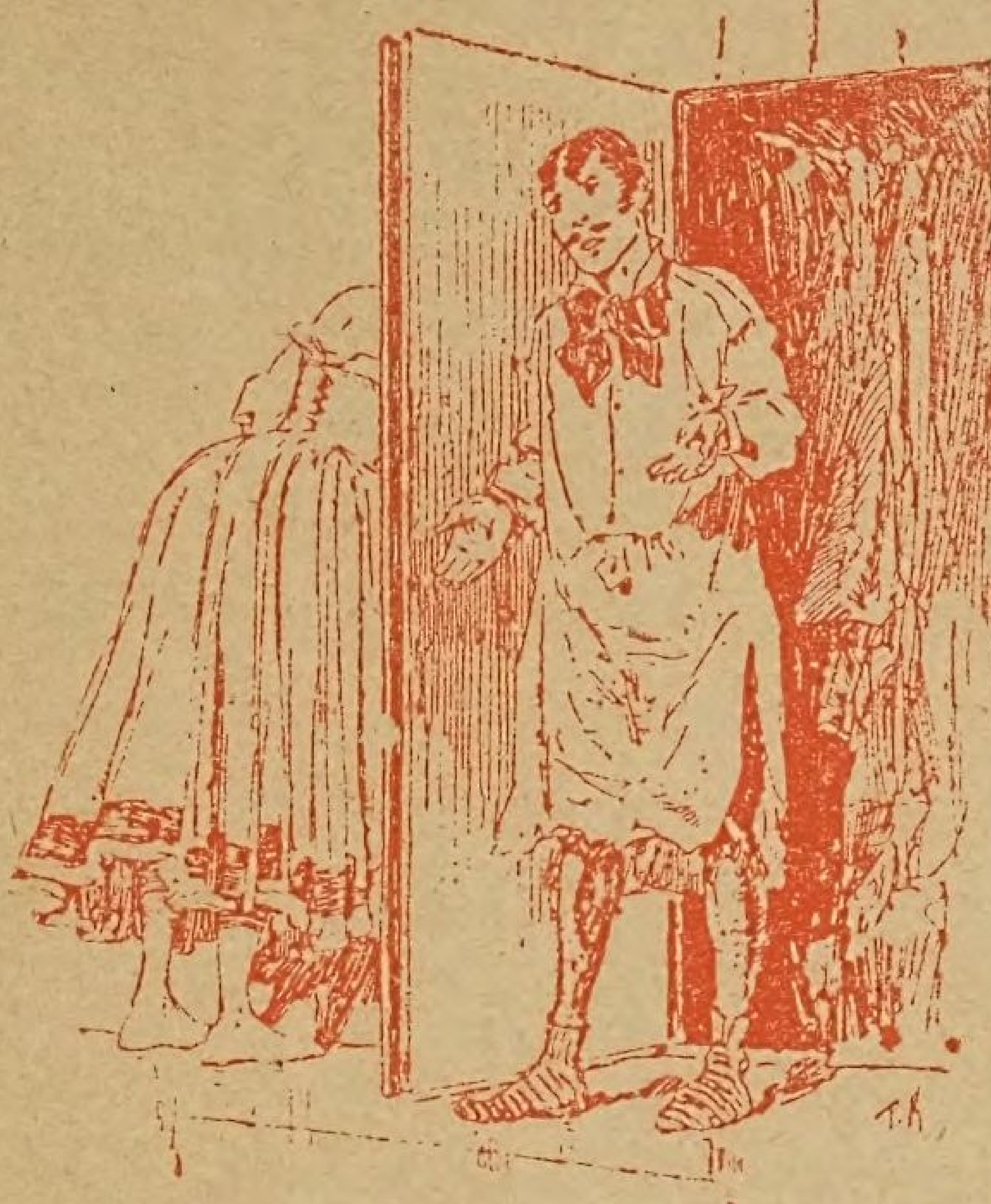
Zoten der Komödianten auf den Brettern. Sie applaudirten aus Leibeskräften und riefen alle „Künstler" vor die Rampe.

Ich merkte bald, daß Chapelle sehr vertraulich mit Frl Hortense, der Schwester Vignolle's plaudern und mit dem Ehrenfräulein, einer hübschen Brünette mit kühnen, aber keineswegs schamlosen Blicken. Ich hörte nicht was sie mit einander sprachen; erstens weil das eine Indiskretion von meiner Seite gewesen wäre; zweitens weil sie sehr leise sprachen; und drittens weil ich an dem Hause Chapelle, Vignolle & Cie. wenig interessirt, meine Aufmerksamkeit den oben erwähnten zwei Damen zuwandte, der hochbusigen mit den kurzsichtigen Augen und der niedlichen Kleinen, die sich in ihrer Gesellschaft befand. Plötzlich erhoben sie sich und ich begann zu ahnen, daß die bloße Neugierde von Pariser Touristinen sie hieher geführt habe — ganz so wie uns. Ich erhob mich gleichfalls, um ihnen zu folgen. Chapelle, im Grunde ein wenig verlegen, nützte die Gelegenheit, um ebenfalls die Gesellschaft Vignolle's zu verlassen, doch nicht vorher mit Frl. Hortense verliebte Händedrücke auszutauschen und nicht ohne daß Mme. Vignolle ihm zugeflüstert hätte: „Du hast recht; Hortense ist ein gutes Mädchen, wie ich es auch war".

Vignolle war entzückt von dieser Begegnung. Er lud Chapelle zum Diner und versprach ihm, daß auch Hortense dabei sein solle.

Nun denn: diese Sitten sind mir lieber als die der dramatischen Ehemänner. So sind sie beim „Sonnenaufgang". Und darum beeilte ich mich, meine zwei Damen einzuholen. . . . .

Ein gerechter Vorwurf.



Ein gerechter Vorwurf.

I.

Monaco war schon in alten Zeiten ein beliebtes Ausflugsziel für Leute, die das häusliche Lotto, bei welchem um Haselnüsse gespielt wird, nicht nach ihrem Geschmack finden. Doch war es damals nicht — so wie heute — ausschließlich für die Roulettespieler da. Es kamen einfache Naturfreunde hieher, um die Herrlichkeit des Meeres, den tiefblauen, glänzenden Himmel, die Pracht einer exotischen Flora zu bewundern und die Dufte einer herrlichen Landschaft einzuathmen, wo die lauen Winde den Hauch der wilden Vegetation mit den scharfen Gerüchen mengen, die aus den Meereswogen aufsteigen. Die Verliebten kommen zu Zweien, die verheiratheten Leute zu Dreien hieher und es gibt reizende Abend-Spaziergänge mit vertraulichen Geflüster, flüchtigen Händedrücken, süßen Worten und verstohlenen Küssen.

Unsere Erzählung beschäftigt sich mit einer Gesellschaft von drei Personen; diese sind: der Herr, die Frau und der Freund des Herrn. Der Gatte heißt Felix, die Gattin Olympe, der Freund des Gatten Emanuel. Ohne viel Umschweife können wir versichern, daß der Gatte unter allen Gesichtspunkten viel mehr werth war als sein Freund, was nicht verhinderte, daß er von Felix zum Hahnrei gemacht wurde. Dabei gibt es nichts zu verwundern. Der Apfel, in welchem Eva biß, war gewiß unreif und schlecht, während sie nach den köstlichsten Orangen und Ananas nur die Hand auszustrecken brauchte. Der Reiz des Unbekannten und ein gewisser Eigensinn tragen zumeist die Kosten des Ehebruchs. Nur wenige Frauen sind so ehrlich sich zu gestehen, daß sie einen Mißgriff thaten, indem sie einen Liebhaber nahmen. Sie setzen es sich in den Kopf, daß der Gegenstand ihrer sträflichen Wünsche besondere Eigenschaften besitze. Ueberdies hat der Ehegatte den seltsamen Einfall, seine Gattin glauben machen zu wollen, daß eine augenblickliche Schwäche von ihrer Seite ihm geheiligte Rechte verliehen habe. Worauf stützt sich denn eine solche Autorität? Thatsächlich haben die meisten Frauen mehr Rücksichten für ihren Liebhaber, die sie oft nur langweilt, als für ihren Mann.

II.

Obgleich Emanuel sich wenig Zwang auferlegte, schöpfte Felix dennoch Verdacht. Olympe war eine allerliebste Frau, ganz darnach geschaffen, die sträflichen Begierden Emanuels zu rechtfertigen und ebenso den Wunsch Felix' sein Gut mit Niemandem zu theilen.

Felix, Olympe und Emanuel waren seit einem Mo-

nat in Monaco und verbrachten ihre Zeit in süßem Nichtsthun. Olympe und Emanuel fanden nur, daß Felix zu viel gegenwärtig sei Sie tauschten denn auch sehr frohe Blicke aus, als Felix — der schlaue Felix, der seinen Plan hatte — ihnen eines Tages ankündigte, daß eine unvorhergesehene Angelegenheit seine unverzügliche Abreise nach Nizza erheische, wo er zwei Tage zurückgehalten sein werde.

— Welch' ein unangenehmer Zwischenfall! rief Olympe, indem sie ihren Mann mit Liebkosungen überhäufte.

— Soll ich dich begleiten? fragte Emanuel mit heuchlerischer Miene.

Doch Felix lehnte das Anerbieten ab.

Man aß in trauriger und eintöniger Stimmung. Dann packte Olympe den Reisekoffer ihres Gatten und begleitete Felix zum Dampfer. Eine schöne Strecke der blauen See trennte sie schon von ihrem Manne, als sie noch immer am Ufer stand und ihm mit dem Taschentuche, Abschiedsgrüße zuwinkte.

III.

— Bist du dessen auch sicher, daß er abgereist sei meine Theuerste?

— Ich selbst habe ihn auf den Dampfer begleitet und ihm Abschiedsgrüße zugewinkt, als er sich schon im See befand. Warum bist Du nicht mit an den Strand gekommen, um Dich mit eigenen Augen zu überzeugen?

— Ich war so glücklich über diese Abreise und fürchtete, daß ich meine Freude nicht verhehlen könnte. Darum schützte ich eine Migraine vor. Von einem Manne, der die Migraine hat, hat man nichts zu fürchten.

— Du bist gar schlau, Emanuel!

— Du bist gar pfiffig, Olympe.

— Mein allerliebster Schatz!

— Mein theueres Herzchen!

Dann redeten sie nichts mehr. Lassen wir über ihr Stillschweigen das Geheimniß walten. Das große Glück ist stumm wie der große Schmerz. . . . .

Wir wollen nun den wackeren Felix aufsuchen. Er ist in voller Ausführung seines Planes. Kaum eine halbe Stunde in See, wußte er den Kapitän des Schiffes zu überreden, ihm einen Kahn zu überlassen. Und nun läßt er die übrigen Passagiere ihre Fahrt nach Nizza fortsetzen und rudert allein nach Monaco zurück. Er kannte Olympe zur Genüge, um zu wissen, daß sie unfähig sei, außerhalb des Hauses zu übernachten. Es gibt viele Frauen, die den Gatten nur in der eigenen Wohnung betrügen. Einer solchen Zärtlichkeit ist nicht viel zu trauen. Diejenige, die Euch wirklich liebt, wird Euch überallhin folgen und weder das Schütteln eines Wagens, noch die Unbequemlichkeit eines Gasthofbettes, noch endlich das frische, kühle Gras schonen Was liegt auch an der Dekoration, wenn das Stück so interessant ist. Die Größe Amors liegt eben darin, daß er gleich dem Weisen des Alterthums ausrufen kann: Omnia mea mecum porto. Wer verbürgt Euch, daß diejenige, die sich weigert, die ehrliche Wohnung zu verlassen, ihrem Gatten nicht bloß körperlich untreu sei? Vielleicht seit Ihr nur der Stellvertreter eines einigermaßen ermüdeten Funktionärs? . . .

Felix hatte sich nicht getäuscht. Bei dem ersten Pochen an seine Thüre entstand drinnen eine Bewegung, die sei-

nem Gehör nicht entging und ihn belehrte, daß das Nest nicht verlassen sei. Doch währte es lange bis man auf seinen Ruf antwortete. Mein Gott! Olympe mußte erst Emanuel in ein mit langen Vorhängen versehenes Kabinet schieben und seine Kleider verstecken, deren er sich entledigt hatte, um bequemer zu liegen. Dann erst eilte sie, um ihrem Gatten zu öffnen.

— Welches Glück, Dich wieder zu sehen!

— Ein Mann ist hier! sagte Felix in erzürntem Tone.

— Oh, mein Gott! . . . Sie sind verrückt.

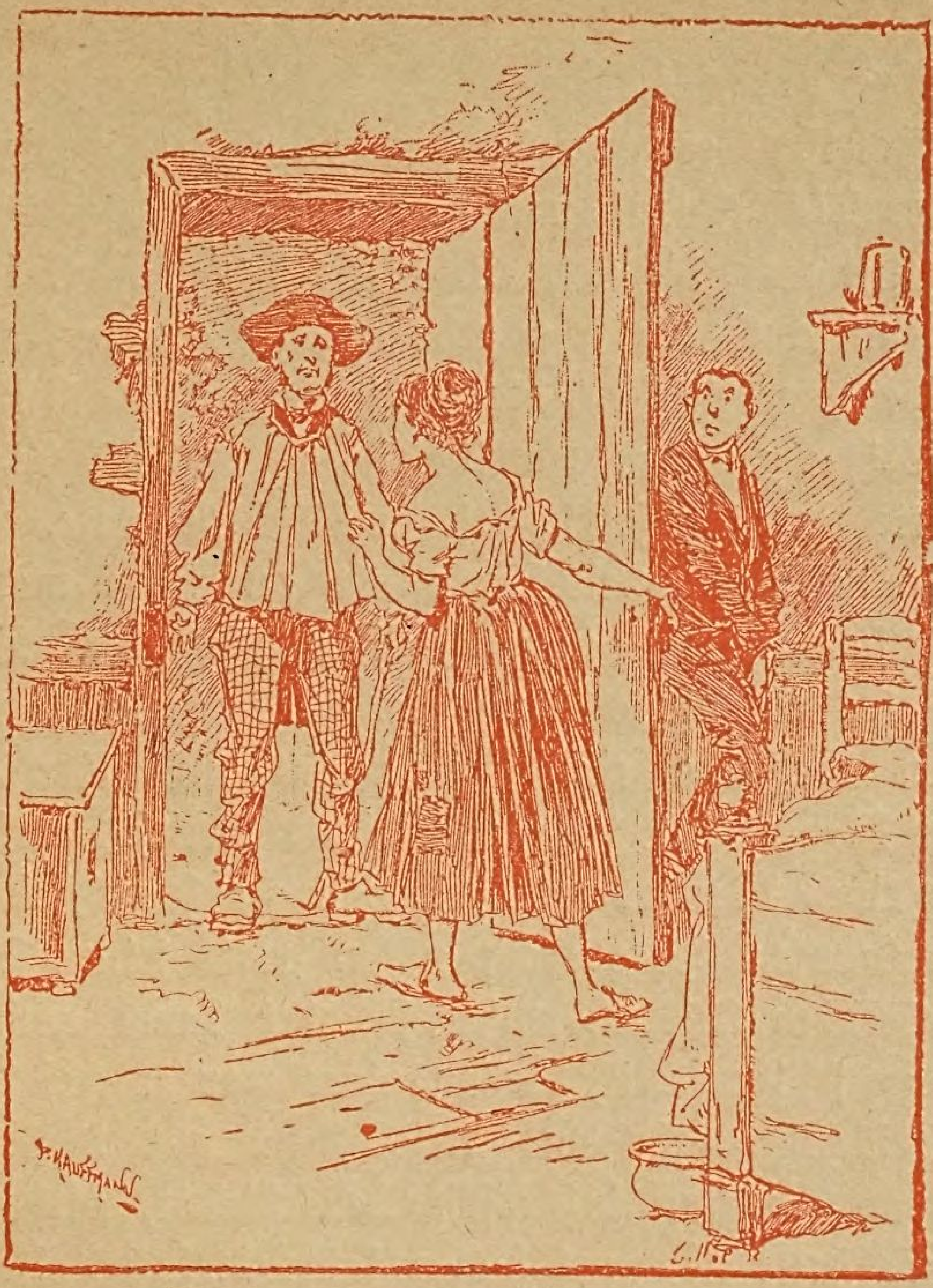
— Wir werden ja sehen!

Und während sie die Hände ringend, that als ob sie schluchzte und die Götter zu Zeugen ihrer Unschuld anrief, durchsuchte Felix gewissenhaft das Zimmer, schaute unter die Möbel, öffnete die Schreine, schob die spanischen Wände weg Alles vergebens. Doch sah Olympe sich verloren, als sie ihren Mann in das kleine Kabinet eindringen sah, wo ihr Liebhaber sich zwischen allerlei Gerümpel versteckt hielt, das ihm die nackten Schenkel schier blutig ritzte. Sie glaubte vor Entsetzen sterben zu müssen, als sie ihn entdeckt sah. Welche Flüche wird der wüthende Gatte ausstoßen! Welches Gebrüll eines Stieres, der sich mit den Hörnern auf seinen wehrlosen Gegner stürzt? Sie war im Begriff, sich die Ohren zu verstopfen; aber es war die Stimme Emanuels, die sie in der Stille vernahm, eine bewegte, sanfte, vorwurfsvolle Stimme, welche sagte:

— Felix, was Du da gethan hast, ist eine Schlechtigkeit! Wenn man nach Nizza zu gehen vorgibt, so geht man nach Nizza!

Tableau!

Der Zauberer.



Der Zauberer.

I.

In dem lieblichen Dörfchen Bez-en-Bedennes bei Aveyron gab es einen Müller Namens Pesquidoux. Es war keiner jener reichen Mühlenbesitzer, welche die Getreidemärkte der Provinz beherrschen; im Gegentheil, ein armer Grobmüller, mit Hülfsmittel nseines Metiers sehr dürftig ausgestattet und schon zufrieden, wenn er das Brot für

seinen Haushalt erwarb. Er fand denn auch wenig Freude an seiner Mühle, umso weniger, als das alte Gebäude voll mit Ratten war, die ihm alle Säcke benagten. Sein Leben wäre denn auch ein sehr erbärmliches gewesen, hätte er nicht eine Frau besessen, die geeignet war, durch ihre legitimen Tröstungen ihm das Dasein zu verschönern. Denn Etiennette war eine hübsche, freundliche Brünette, stets heiterer Laune und arbeitssamer als er. Ihre moralischen Eigenschaften waren von gewissen physischen Vorzügen unterstützt, die nichts verderben. Sie hatte trotz ihrer dürftigen Nahrung ein Embonpoint und ihre Person bot eine Menge von liebenswürdigen Reliefs, welche den Händen eines Mannes wohl einen angenehmen Zeitvertreib bereiten konnten. Pesquidoux nahm wohl seinen Theil an diesen ehrlichen Gütern, wußte sie aber kaum nach ihrem Werthe zu schätzen. Nichtsdestoweniger war er auf dieselben sehr eifersüchtig, mehr aus Neid, denn aus Liebe. Denn Neid oder Habgier beherrscht den Bauer, oft auch alle beide. Er hatte übrigens bisher keine Ursache, eifersüchtig zu sein. Er war noch nicht, was er zu sein verdiente. Er wurde es erst, als sein Nachbar Roger seiner Frau Besuche zu machen begann, und zwar besonders zu jener Zeit, wenn Herr Pesquidoux die Runde um seine Mühle machte.

II.

War dieser Roger Herrn Pesquidoux überlegen? Nein. Aber er hatte ein vortheilhaftes Äußeres und — mehr Geld. In der klaren Luft der Felder aber betrügen die Frauen ihre Männer viel öfter aus Habgier, denn aus Liebe; viel öfter, um irgend einen Schmuck- oder Toilette-

Gegenstand im Geheimen zu erwerben, denn um die unsterblichen Wonnen einer getheilten Leidenschaft zu genießen. Wenn ich ausdrücklich betone, daß Roger der erste Liebhaber Etiennette's war, so thue ich dies, damit man den Scharfsinn, von welchem sie im Laufe dieser Erzählung eine Probe liefern wird, nicht etwa ihrer sittlichen Verderbtheit zuschreibe.

Also sie war dem verliebten Geplünder und den kleinen Geschenken Roger's zugänglich. Man darf ihr deswegen nicht grollen; es war zu allen Zeiten so, wie man sich aus den Eklogen Throkrits und Virgils überzeugen kann.

Die heimlichen Besuche Roger's, der in der Nachbarschaft der Mühle ein kleines Anwesen besaß, genügte den beiden Verliebten bald nicht mehr; sie träumten davon eine ganze Nacht mit einander zu verbringen, wie legitime Ehegatten, die es sich in ihrem breiten Ehebette wohl sein lassen. Aber wie sollte Pesquidoux bestimmt werden, sein Ehebett dem Liebhaber zu überlassen? Das ist eine gar schwierige Sache. Sie zerbrachen sich lange die Köpfe; doch beruhigte ihn Etiennette. „Laßt nur mich machen“ sagte sie ihrem Liebhaber.

Und in der That: zwei Tage später kündigte Pesquidoux seinen Freunden an, daß er am Abend nach Rhodez abreisen werde, wo der Staat verdorbenes Meht öffentlich versteigern lassen werde und wo man demnach vortheilhafte Käufe werde machen können. Gesagt gethan. Am Abend bestieg er die Postkutsche und erklärte, daß er erst am zweitnächsten Tage heimkehren werde. Etiennette begleitete ihn bis zum Wagen, und empfahl ihm auf seine theuere

Gesundheit Acht zu haben. Dann legte sie sich in ihr Bett mit dem groben, weißen Linnen, um ihren Geliebten darin zu erwarten, der sich denn auch bald einfand.

II.

— Wie, wenn dein Mann früher nach Hause käme, als wir ihn erwarten? fragte am andern Morgen Roger mit schüchterner Stimme seine Maitresse.

— Ach, das wäre schrecklich! Er hat oft gesagt, daß er mich in kleine Stücke hacken würde, wenn er einen Mann hier fände.

— Alle Wetter! Und deinen Liebhaber?

— Dem würde er nichts zu Leide thun. Er würde ihn höflich zur Thüre hinaus geleiten; denn dieser hat ihm nicht am Altar und vor dem Herrn Maire Liebe und Treue geschworen.

Roger seufzte erleichtert auf und dachte sich: Das ist einmal ein vernünftiger Mann!

— Es ist übrigens keine Gefahr zu fürchten, fügte die Müllerin hinzu. Ich kenne die Fahrordnung der Postkutsche; er kann vor 2 Uhr nicht da sein.

In diesem Augenblicke dröhnten zwei fürchterliche Schläge an der Haus hüre.

— Weib, öffne! Mir ist kalt!

Es war Meister Pesquidoux. Unterwegs hatte er die Wahrnehmung gemacht, daß er seinen Geldbeutel zu Hause vergessen hatte, folglich vergebens auf den Markt fahren würde.

Roger fühlte sich sehr unbehaglich und auch der Müllerin war der Schreck in die Glieder gefahren.

— So öffne doch endlich! schrie der Gatte draußen.

Roger hatte sich inzwischen in aller Eile angekleidet. Etiennette flüsterte ihm zu:

— Stelle dich hinter die Thüre in dem Augenblicke, da ich sie öffne, um ihn einzulassen. Ich habe eine Idee.

Roger, der ke'ne Idee hatte, gehorchte mechanisch. Er drückte sich hinter die Thüre, welche Etiennette bei ihrem Eintritt ihres Gatten offen ließ.

— Du hast einen tiefen Schlaf, brummte Pesquidoux verdrossen Ich glaubte schon, du wollest mich draußen erfrieren lassen.

— Mein Freund, erwiderte Etiennette sanft; ich bin in der That spät zu Bett gegangen. Ein Zauberer war gestern Abends da, der mich die Kunst gelehrt hat, die Ratten zu vertilgen. Aber wir müssen unser Zwei dabei sein und darum habe ich Euch mit Ungeduld erwartet.

— Was ist das für ein Zauber? fragte der Müller, der abergläubig war wie alle Bauern.

— Ihr müßt der Thüre den Rücken kehren, und den Kopf in einen Kübel stecken, während ich die Zaubersprüche fortsage.

— Und davon werden die Ratten „hin"?

— Sie werden „hin" oder sie verlassen das Haus, wie es der Wille des Allmächtigen ist. Rasch, kehrt Euch, daß wir den Zauberspuk beginnen.

Und der Schwachkopf von Pesquidoux that wie ihm geheißen; sie stülpte ihm einen Kübel über den Kopf und

sagte allerlei krauses Zeug her, das sie in irgend einem Traumbuch gelesen hatte.

(— Mittlerweile kann Roger bequem entschlüpfen und heimkehren, dachte sie).

IV.

— Und nun, mein Schatz, sagte sie schließlich ihrem Mann, kennt Ihr Euch zu Bett legen, während der Zauber wirken wird.

Pesquidoux entkleidete sich langsam und schwerfällig, dann schob er ein Bein nach dem andern in das Bett, das Bett, das noch warm war von den ehebrecherischen Liebkosungen seines Weibes und seines Nachbars.

— Ich werde mich sogleich neben Euch legen, sagte die Müllerin! doch will ich vorher die Hausthüre schließen, die ich offen vergessen habe.

Sie ging entschlossen auf die Thüre los und warf sie zu. Doch sank sie schier vor Überraschung zu Boden, als sie hinter der Thüre Roger bemerkte, der sich nicht von der Stelle gerührt hatte.

— Wie, Unglücklicher, du bist nicht fort! flüsterte sie.

— Ich bin nicht so dumm; ich hörte zu, erwiderte der Liebhaber.

Dann fügte er mit naiver Miene hinzu:

— Auch ich habe Ratten in meiner Wirthschaft, die ich vertilgen möchte.

Inhalt.



Bö